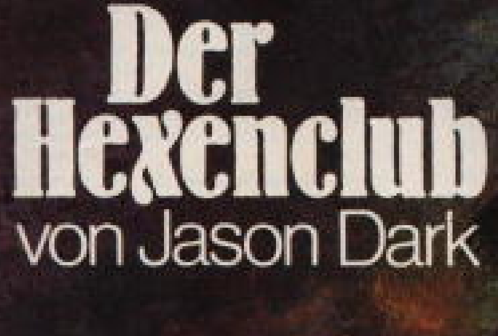
1,20 DM/Band 125

Neuer Roman

BASTEI

GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut



Der Hexenclub

von Jason Dark





Der Hexenclub

Gespenster Krimi Nr. 125

von Jason Dark

erschienen am 03.02.1976

Titelbild von Pujolar

Sinclair Crew

Der Hexenclub

Der Seemann war stockbetrunken!

Wie ein Rohr im Wind, so schwankte er in die enge Sackgasse, die im düstersten Viertel von Soho lag. »Rolling home… rolling home… rol…« Ein krächzendes Husten unterbrach den nicht gerade schönen Gesang des Seelords.

»Teufel«, murmelte der Skipper, »bin wohl nicht mehr so in Form. Ja, ja, man wird alt, und auch die Stimme läßt nach.« Mit einer fahrigen Bewegung wischte er sich über die schweißnasse Stirn und setzte seinen Weg fort.

Der Seelord kam genau drei Meter weit, bis zur nächsten Laterne. Er wollte sich noch an dem Pfahl festhalten, als er die Füße sah.

Sie pendelten direkt vor seinen Augen…

Schlagartig wurde der Seelord nüchtern.
»Allmächtiger Klabautermann«, murmelte er, kniff die Augen zu und riß sie wieder auf.
Doch das Bild blieb.
Unwillkürlich duckte sich der Seemann und trat vorsichtig einen Schritt zurück. Dann legte er den Kopf in den Nacken, sein Blick wanderte höher – und…
Der Anblick des Gehängten trieb dem Seelord die letzten Alkoholreste aus dem Hirn.
Es war ein Mann in mittlerem Alter. Das trübe Licht der Laterne beleuchtete sein Gesicht, in dem die Augen weit aufgerissen waren und wie Glasmurmeln wirkten. Seltsamerweise war der Mund des Mannes geschlossen.
Die Schlinge hatte sich tief in den Hals des Gehängten geschnürt. Der Mann trug einen dunklen Anzug mit modisch ausgestellten Hosenbeinen. Die Arme hingen steif an seinem Körper herab.
Der Seemann schüttelte den Kopf. Das Bild des Gehängten hatte ihn schlagartig nüchtern gemacht.
Flucht! war der erste Gedanke des Seemanns. Er wollte schon kehrtmachen, da fiel ihm ein, daß ihn unter Umständen jemand beobachtet haben könnte.
Vorsichtig blickte der Sailor sich um.
Keine Menschenseele war zu sehen. Stumpf und grau sahen die Häuserfassaden aus. Das Licht der wenigen Laternen reichte kaum, um sie zu beleuchten. Auch der Himmel über der engen Straßenschlucht war düster. Nicht ein Stern blinkte.
Ein paar Seitenstraßen weiter begann das Vergnügungsviertel. Von dort drangen schwache Musikfetzen an die Ohren des Seemanns. Irgendwo kreischte ein Girl. Sekunden später brüllte eine Männerstimme.
Es waren die üblichen Geräusche hier in Soho, dem Londoner Laster- und Vergnügungsviertel.
»Oh, verdammt, was mach ich nur?« fragte sich der Seelord, und seine Stimme klang zittrig wie die eines Greises. Die Polizei kam ihm in den Sinn. Sicher, die mußte er benachrichtigen. Aber die Bullen fragten einem ein Loch in den Bauch, und außerdem lief am übernächsten Tag sein Schiff aus. Es war schon zum Heulen.
Der Seemann hatte sich so hingestellt, daß er den Gehängten nicht sehen konnte. Jetzt hätte er einen Schluck gebrauchen können. Statt dessen fingerte er nach einer Zigarette.
Als er sie aufgeraucht hatte, stand sein Entschluß fest. Er wollte doch die Polizei alarmieren. Lieber jetzt den Ärger als hinterher.
Der Seelord ging los. Sein Gang war wieder normal, zwar etwas breitbeinig, aber so liefen viele seiner Berufskollegen.

Wenn ich nur wüßte, wo die nächste Polizeistation ist, überlegte der Sailor. Verdammt, ich…

Er lief einfach weiter, merkte sich aber den Weg, den er gekommen war.

Und dann sah er den Bobby. Es war zwar nur ein einfacher Verkehrspolizist, aber den konnte man ja fragen.

Der Bobby stand an einer Straßenecke und beobachtete mit stoischer Ruhe das Menschenwirrwarr in diesem Teil von London. Vergnügungssüchtige aller Rassen hatten sich eingefunden. Sprachfetzen schwirrten über die engen Straßen. Dazwischen jaulten die Musikboxen. Die Türen der Kneipen standen offen, und Wolken aus Tabaksqualm drangen wie Nebelschwaden daraus hervor.

»He, Sir«, sagte der Seelord und tippte den Bobby an.

Der Polizist hatte die Ruhe weg. Gemächlich wandte er sich um.

Der Seelord drehte seine Mütze verlegen zwischen den Fingern.

»Ja?« fragte der Bobby, und seine Augen blickten streng.

»Ich – äh, ich habe einen Toten gefunden, Sir.«

Der Blick des Bobbys änderte sich nicht. Der Polizist fragte nur: »Sind Sie betrunken, Mister?«

»Nein – doch, Unsinn, das heißt ich war es.«

»Was ist denn nun?«

»Als ich den Toten gesehen habe, bin ich wieder nüchtern geworden. Glauben Sie mir. Da haben sie einen aufgehängt. An solch einer Laterne.« Der Seemann deutete auf eine trübe Funzel direkt neben der Straßenecke.

Unwillkürlich blickte der Bobby hoch. »Wenn Sie gelogen haben, Freundchen…«

»Ich schwöre es beim Andenken meiner Mutter.«

»Das tun viele«, erwiderte der Bobby trocken und setzte sich mit steifen Schritten in Bewegung.

Der Seelord hatte Mühe, mitzuhalten. Mit japsender Stimme gab er immer wieder seine Anweisungen.

Nach einigen Minuten bogen sie in die schmale Sackgasse ein.

»Hier ist es, Sir. Dahinten an der Laterne. Sie müßten eigentlich den Kerl schon sehen können.«

Der Bobby gab keine Antwort. Er war schon losgegangen.

Beim Anblick des Gehängten bekam er genauso einen Schock wie der Seelord, obwohl er darauf vorbereitet gewesen war. Zum erstenmal in seinem Leben verlor der Bobby seine sprichwörtliche Bierruhe.

Er schnappte nach Luft wie ein Ertrinkender, riß sich den Helm vom Kopf und wischte sich mit einem großen Taschentuch über die spiegelblanke Glatze.

Der Seelord hatte sich gegen eine Hausmauer gelehnt und den Blick zur anderen Seite gewandt.

Das schrille Geräusch der Alarmpfeife ließ den Seemann zusammenzucken.
Der Bobby hatte die Pfeife zwischen die Lippen geklemmt und blies das vorgeschriebene Signal.
Und nun konnte der Seelord nur staunen. Innerhalb weniger Minuten kamen fünf Polizisten angerannt. Zwei liefen sofort wieder weg und alarmierten die Mordkommission.
Hier muß irgendwo ein Bullennest sein, dachte der Seemann. Um ihn kümmerte man sich auch.
Er mußte erstmal seine Personalien angeben. Zum Glück hatte er einen Ausweis bei sich.
Der Seelord hieß Fred Wagoner und war Schotte. Er fuhr auf einem Kohlenfrachter.
Und dann trudelte die Mordkommission ein. Fred Wagoner wunderte sich, daß die beiden schweren Wagen überhaupt in die schmale Gasse kamen, aber die Fahrer hatten hier wohl nicht zum erstenmal zu tun.
Leiter der Mordkommission war ein gewisser Inspektor Simmons. Eine Viertelstunde kümmerte sich niemand um den Seelord. Simmons und sein Team arbeiteten konzentriert. Sie waren eingespielt wie ein gut funktionierendes Uhrwerk.
Fred Wagoner hatte Muße, sich den Beamten zu betrachten. Am meisten wunderte er sich über die erkaltete Pfeife, die im rechten Mundwinkel des Inspektors hing und die er noch nicht einmal beim Sprechen in die Hand nahm oder in die Tasche steckte. Simmons trug keinen Hut. Sein Haar war fahlblond und früher auch einmal dichter gewesen. Der helle Trench schlotterte um Simmons Körper und hatte auch schon bessere Tage gesehen. Ein Freund hatte Wagoner jedoch einmal gesagt, man solle sich von dem äußeren Eindruck mancher Londoner Polizisten nicht täuschen lassen. Die Burschen verstanden ihr Fach.
Der Inspektor baute sich vor Wagoner auf und nickte. »Sie sind also Fred Wagoner, der Mann, der den Toten entdeckt hat.«
»Ja, Sir.«
Simmons deutete ein Lächeln an, als er die Unsicherheit des Seelords bemerkte. »Damit Sie wissen, mit wem Sie es zu tun haben, ich bin Inspektor Simmons und dafür bekannt, daß ich gern unangenehme Fragen stelle. Aber das läßt sich nun mal nicht vermeiden, es gehört zu meinem Beruf. Am besten, wir unterhalten uns im Wagen.«
Wagoner schlüpfte mit dem Inspektor in den großen Kastenwagen der Mordkommission. Eine kleine Lampe brannte, und ein Beamter saß vor einer Koffermaschine, in die ein Formular eingespannt worden war.
Wagoner mußte nochmals seine Personalien angeben und anschließend die Geschichte erzählen. Das dauerte ungefähr zehn

Minuten.

Inspektor Simmons hörte schweigend zu. Schließlich fragte er: »Sagen Sie mal, guter Mann, wie kommen Sie eigentlich in diese Gegend? Die Vergnügungsecken liegen doch einige Straßen weiter.«

Wagoner verzog das Gesicht und fuhr sich durch sein dichtes schwarzes Haar. »Also, das ist eine ganz komische Geschichte. Ich war mit einigen Kumpels unterwegs, und da sind wir in eine Prügelei geraten. Ich war schon ziemlich voll und hab' zugesehen, daß ich mich aus dem Staube machte. Nicht daß Sie denken, ich wäre feige, Inspektor, aber wenn man ein Whiskybad genommen hat, dann ist man doch nicht mehr in Form.«

»Verständlich. Aber weiter.«

»Was soll ich da erzählen? Ich…«

»Ist Ihnen etwas aufgefallen? Haben Sie vielleicht irgend jemanden gesehen?«

»Nee, Inspektor. Nichts. Und dabei habe ich mich noch genau umgesehen. Ich hatte Angst… na ja, wer weiß, man hätte mir ja auch den Mord in die Schuhe schieben können.«

»Woher wissen Sie denn, daß es Mord war?«

»Inspektor, jetzt werden Sie aber spitzfindig. Das sieht doch ein Blinder. Wenn ich Selbstmord begehen will, dann hänge ich mich doch nicht an eine Straßenlaterne, dann…«

Einer von Simmons Mitarbeitern steckte seinen Kopf durch den Türspalt. »Inspektor, können Sie mal kommen?«

»Muß das sein?«

»Ja, es ist wichtig.«

»Gut. Waymire!«

»Sir?« Der Corporal an der Schreibmaschine wandte den Kopf. »Nehmen Sie schon mal die Fingerabdrücke von Mister Wagoner.«

»Geht in Ordnung, Sir.«

»Aber warum denn das?« rief der Seelord erschrocken. »Ich habe ihn doch nicht umgebracht.«

»Davon redet auch keiner«, erwiderte der Inspektor. »Sie haben aber doch bestimmt den Laternenpfahl angefaßt.«

»Das stimmt allerdings.«

»Na bitte. Und den Pfahl werden wir jetzt auf Prints untersuchen. Dann müssen Ihre ja dabeisein.«

»Ja, jetzt verstehe ich.«

Seufzend stieg Inspektor Simmons aus dem Wagen. Sein Mitarbeiter erwartete ihn schon ungeduldig.

»Hier, Inspektor, das haben wir bei dem Erhängten gefunden. Es steckte in einer Geheimtasche.«

Der Mann reichte Simmons eine Plastikhülle, die man auseinanderklappen konnte.

Inspektor Simmons betrachtete prüfend die beiden Hälften. Und dann wäre ihm bald vor Schreck die Pfeife aus dem Mund gefallen. Das war kein gewöhnlicher Ausweis, den er in der Hand hielt. Diesen Ausweis bekamen nur Leute vom Secret Service, dem britischen Geheimdienst.

»Jack Tanner«, murmelte Inspektor Simmons. »Ein Geheimdienstmann.« Entschlossen klappte Simmons den Ausweis wieder zu. »Also wenn das keinen Ärger gibt, fange ich glatt bei der Straßenreinigung an. Aber eins ist sicher.« Der Inspektor wandte sich mit einem spitzbübischen Lächeln an seinen Mitarbeiter. »Den Fall, den sind wir los, denn wenn einer ihrer Leute umgebracht wird, dann spielt der Geheimdienst verrückt. Und ehrlich gesagt, in der Haut des Mörders möchte ich jetzt nicht stecken.«

Der Inspektor ahnte nicht, daß dieser Mord der Auftakt zu einem Fall war, der ganz London in Atem halten sollte…

***

»Na, haben Sie sich bei uns gut eingelebt, Mister Jagger?«

Dean Jagger blickte auf. Er hatte sich mit einer Akte beschäftigt und war so in sein Studium vertieft gewesen, daß er den eintretenden Mister Robinson nicht bemerkt hatte.

»Entschuldigen Sie, Sir!« Jagger sprang auf. »Aber ich habe tatsächlich nicht gehört, daß Sie hereingekommen sind.«

Paul Robinson lachte. »Aber das macht doch nichts. Arbeit adelt, so sagt man doch, nicht wahr.«

Paul Robinson war Dean Jaggers Chef. Beide Männer arbeiteten im Wirtschaftsministerium, Abteilung Export. Während Paul Robinson Chef dieser Gruppe war, mußte sich Dean Jagger erst noch hocharbeiten. Er arbeitete seit drei Monaten im Staatsdienst und kam frisch von der Wirtschaftsakademie. Dean Jagger hatte sich vorgenommen, innerhalb der nächsten zwei Jahre seinen Doktor zu machen. Er war ein Fachmann auf dem Gebiet der Statistik.

Paul Robinson ließ sich auf einen freien Stuhl fallen, holte sein goldenes Zigarettenetui aus der Tasche, klappte es auf und bot Dean Jagger ein Stäbchen an.

Der junge Diplom-Kaufmann bekam einen roten Kopf. »Danke, Sir, ich rauche nicht.«

»Sie gefallen mir«, sagte Robinson spontan. »Endlich jemand, der auf seine Gesundheit achtet. Ich hätte auch längst aufhören sollen, zu rauchen, aber Sie wissen ja selbst, wie das ist. Am letzten Tag des Jahres nimmt man es sich immer vor, und wenige Stunden später sind die guten Vorsätze wieder vergessen.«

Dean Jagger nickte. Er wollte seinen Chef schließlich nicht verärgern.

Paul Robinson schlug die Beine übereinander, steckte das

Zigarettenetui wieder weg und zog seine Hosenbeine hoch, damit die Bügelfalten nicht zerknautscht wurden. Robinson war ein Typ, dem korrekte Kleidung über alles ging. Er hatte die Fünfzig schon erreicht, und ein Kranz schlohweißen Haares lag auf seinem Kopf. Sein Gesicht war scharf geschnitten und von der Höhensonne gebräunt. Die fast weißen Augenbrauen stachen deutlich hervor. Robinson war nicht verheiratet, allerdings ging das Gerücht um, daß er keine Frau in Ruhe lassen könne.

»Tja, Mister Jagger, Sie sind jetzt schon einige Wochen hier, und wie ich aus Ihren Personalunterlagen ersehen habe, kommen Sie aus einer kleinen Stadt an der schottischen Grenze und sind noch immer Junggeselle. Stimmt's?«

»Das ist richtig, Sir«, erwiderte Dean Jagger höflich. Er war kein aggressiver Typ, eher der bescheidene Wissenschaftler, der die Arbeit tat und andere den Lohn einkassieren ließ. Jaggers Gesicht war schmal, und die dunkelbraunen Augen lagen etwas zu tief in den Höhlen. Meistens trug Jagger eine Hornbrille, die ihn noch älter machte und ihm nicht besonders gut stand. Auf übermäßig gute Kleidung legte Jagger keinen Wert, hatte sich aber, nachdem er den neuen Job bekommen hatte, einige preiswerte Anzüge gekauft. Jagger war der Typ, den man übersah, er wußte das auch selbst und wunderte sich, daß sich plötzlich sein Chef für ihn interessierte. So etwas war noch nie vorgekommen.

»Haben Sie denn schon mal daran gedacht, zu heiraten?« fragte Paul Robinson direkt.

Dean Jagger hob die Schultern. »Natürlich habe ich daran gedacht. Immerhin gehe ich auf die dreißig zu. Außerdem habe ich eine feste Freundin. Eine Kollegin aus meiner Studienzeit.«

»Kompliment«, sagte Paul Robinson, »ich hatte Sie immer für einen Einzelgänger gehalten.«

»Nun ja, Freundin ist vielleicht nicht der richtige Ausdruck«, meinte Dean Jagger, »es ist eine Bekannte, mehr nicht. Wir treffen uns mal ab und zu, und von einer Heirat haben wir eigentlich noch nie so richtig gesprochen.«

Dean Jagger hatte höflich geantwortet. Überhaupt war er ein junger Mann, dem eine Mutter augenblicklich ihre Tochter anvertraut hätte. Jagger machte einen ruhigen, netten und bescheidenen Eindruck.

Paul Robinson erhob sich und begann, im Büro auf- und abzuwandern. Dean Jaggers skeptische Blicke verfolgten ihn.

Plötzlich blieb Robinson stehen. »Sie werden sich über die Fragen, die ich Ihnen hier gestellt habe, sicherlich gewundert haben. Aber das hatte alles seinen Grund.«

»Daran habe ich nie gezweifelt, Sir«, erwiderte Dean Jagger.

»Sehen Sie mal, Mister Jagger, Sie sind hier in London. In einer

Millionenstadt. Kennen kaum jemanden, werden eins mit der Anonymität dieses Molochs. Irgendwann kommt der Punkt, da brauchen Sie Freunde oder gute Bekannte. Vielleicht quält Sie auch die Langeweile. Die Abende ziehen sich hin, und wie das englische Fernsehprogramm manchmal aussieht, das brauche ich Ihnen ja nicht zu sagen. Also kurz gesagt, Mister Jagger, hätten Sie Lust, mit in einen Club zu kommen?«

»In einen Club, Sir? Wenn ich ehrlich sein soll, ich war bisher niemals ein Freund von Clubunterhaltungen. Die Atmosphäre, wissen Sie, es war mir alles zu langweilig.«

Paul Robinson lächelte wissend. »Aber wer spricht denn von einem normalen Club, mein lieber Jagger. Nein, nein, damit geben wir uns selbstverständlich nicht ab. Aber sagen Sie mal, glauben Sie an Dämonologie oder andere okkulte Phänomene?«

Dean Jagger atmete tief aus. Er sah seinen Vorgesetzten skeptisch an und fragte dann: »Erwarten Sie eine ehrliche Antwort von mir, Sir?«

»Ja.«

»Ich glaube an diese Sachen nicht. Ich weiß, daß in letzter Zeit die Horrormasche ihre Blüten treibt, aber für mich ist das alles purer Unsinn oder Altweibergewäsch. Gerade dort, von wo ich herkomme, erzählt man sich die schaurigsten Dinge. Auf dem Land glaubt man ja noch an Geister und Spukgestalten, aber ich habe nie etwas davon gehalten. Außerdem habe ich auch noch keinen Geist gesehen. Und wenn, würde ich mir zutrauen, ihn zu vertreiben. Aber mit normalen irdischen Mitteln.«

»Das war eine informative Antwort«, sagte Paul Robinson. »Und ich respektiere auch ohne weiteres Ihre Haltung. Aber hätten Sie nicht doch mal Interesse, unseren Hexenclub zu besuchen?«

Paul Robinson hatte absichtlich langsam gesprochen. Er wollte seine letzten Worte wirken lassen. Er sah es Jaggers Gesicht an, daß dieser mit sich kämpfte. Einerseits weigerte sich Jaggers kühler Verstand dagegen, sich auf solch einen Firlefanz einzulassen, andererseits wollte er seinen Chef nicht vor den Kopf stoßen. Es war schon eine verzwickte Situation, in der sich der junge Wirtschaftswissenschaftler befand.

»Ich bin Ihnen nicht böse, wenn Sie absagen, aber viele Ihrer Kollegen sind ebenfalls Clubmitglieder und auch Realisten, wie Sie es sind.«

»Tja.« Unschlüssig drehte Dean Jagger einen Bleistift in der Hand. »Wann findet dieses Treffen denn statt?«

»Morgen abend.«

Dean Jagger überlegte schnell. Für den folgenden Tag hatte er sich nichts Besonderes vorgenommen, sah man einmal von seinen Studien für die Doktorarbeit ab. Eigentlich könnte es klappen.

»Gut, Sir«, sagte Dean Jagger, »ich bin einverstanden.«
Paul Robinsons Gesicht hellte sich auf. »Es freut mich wirklich, Mister Jagger. Sie werden bestimmt nicht enttäuscht. Über die Einzelheiten reden wir morgen noch. Wir werden dann mit meinem Wagen fahren. Und worum ich Sie noch bitten möchte – sagen Sie zu niemandem ein Wort. Es braucht nicht breitgetreten werden, Sie verstehen?«
»Selbstverständlich, Sir.«
»Dann wünsche ich Ihnen noch einen guten Tag«, sagte Robinson und reichte Dean Jagger die Hand, die dieser kräftig drückte.
Paul Robinson verließ das kleine Büro, und Dean Jagger sah nicht das triumphierende Lächeln auf dem Gesicht seines Vorgesetzten…

***

Dean Jagger konnte sich die restlichen Stunden nicht mehr so konzentrieren wie sonst und war froh, als endlich Feierabend war. Sonst hatte er immer noch länger im Ministerium gesessen, doch heute wollte er so schnell wie möglich nach Hause.
Sein Morris stand auf dem ministeriumeigenen Parkplatz. Im Strom von vielen Angestellten und Beamten verließ auch Dean Jagger seine Arbeitsstelle.
Im Lift wurde er von einigen Sekretärinnen eingeklemmt. Die jungen Mädchen lachten und scherzten, während Dean Jagger seinen Blick zu Boden gerichtet hatte.
Wenig später stieg er in seinen Morris und fuhr nach Hause.
Dean Jagger bewohnte zwei Zimmer in einem modernen Apartmenthaus, das die Regierung gebaut hatte und dessen Mieten entsprechend niedrig waren.
Dean Jagger nickte dem Portier flüchtig zu und fuhr nach oben in den sechsten Stock.
Draußen war es schon dunkel, und er mußte das Licht einschalten. Dean Jagger briet drei Eier, legte etwas Speck dazu und aß das Ganze mit zwei Scheiben Weißbrot.
Dann las er die Zeitung. Langsam vergingen die Minuten. Jagger wollte sich eigentlich mit seinen Studien befassen, doch ihm fehlte die rechte Lust dazu. Im Fernsehen lief auch nichts Gescheites, und so setzte sich Jagger in seinen Sessel und beschäftigte sich mit einem guten Buch.
Er las unkonzentriert und legte mehrmals Pausen ein. Als das Telefon schrillte, zuckte er regelrecht zusammen.
»Jagger«, meldete er sich.
»Ich bin’s, Dean«, sagte eine helle Mädchenstimme. »Du hast doch nicht schon geschlafen?«
»Wieso das denn?«

»Deine Stimme hört sich so anders an.«
»Ich bin wohl etwas abgeschlafft.«
»Schade, ich wäre so gern noch gekommen. Weißt du, ich habe da ein Problem, mit dem ich nicht so recht fertig werde.«
Jagger lachte. »Aber natürlich kannst du kommen, Ruth.«
»Fein, dann bis in einer halben Stunde.«
Nachdenklich legte Dean den Hörer auf die Gabel. Ruth Foster war schon ein patentes Mädchen. Sie studierte noch und stand kurz vor dem Abschluß zum Betriebswirt. Dean Jagger hatte ihr schon mit manchem Tip geholfen, und auch menschlich waren sie sich näher gekommen.
Ruth war keine Schönheit, wie man sie immer auf Titelblättern von Sexmagazinen und Illustrierten sieht. Dafür war sie natürlich und ein Kumpel. Man konnte mit ihr durch dick und dünn gehen.
Etwas zu Trinken hatte Dean noch im Haus.
Ruth kam nach genau zwanzig Minuten. Wie ein Wirbelwind stürmte sie ins Zimmer. »Grüß dich, Dean«, sagte sie und hauchte ihrem Freund einen Kuß auf die Wange, ehe sie sich aus dem Parka wand und das Kleidungsstück dann in die Ecke warf.
»Na, wie gefalle ich dir?« fragte Ruth und stellte sich etwas provozierend hin, indem sie eine Hand in die Hüfte stemmte.
»Wieso? Warum fragst du das?« Ruths Gesicht verschloß sich. »Siehst du denn nicht, daß ich einen neuen Pullover anhabe?«
»Nein, tut mir leid.«
»Ach, ihr Männer.« Ruth winkte ab und schüttelte den Kopf, daß ihre feuerroten Locken nur so flogen. Ruth Foster trug das Haar modisch geschnitten in einem Lockenwirrwarr. Das Girl hatte unzählige Sommersprossen im Gesicht, die sich bei heißem Wetter noch verdoppeln konnten. Ihre Nase war etwas zu klein geraten und der Mund um eine Spur zu breit. Dafür hatte sie die schönsten Augen, die Dean Jagger jemals zu Gesicht bekommen hatte. Die Augen waren von brauner Farbe und wirkten sanft wie die eines Rehes. Dean war unweigerlich gefangen, wenn er in diese Augen sah.
»Setz dich doch«, sagte der junge Mann und wies auf die kleine Couch.
Mit Schwung ließ sich Ruth in die Polster fallen. »Ah, das tut gut«, sagte sie und reckte sich wie eine Bauchtänzerin. Deutlich zeichneten die hautengen Jeans ihre Formen ab.
Die beiden jungen Leute tranken erstmal einen Whisky, wobei Dean seine Augen nicht von Ruths Figur lösen konnte. Aber auch Ruth war der junge Mann nicht gleichgültig, und sie gab ihm das auch mit einem gewissen Blick zu verstehen.
Doch plötzlich stand Dean Jagger auf. Er trat an das Fenster und schob die Gardine zur Seite.

Und da sah er das Gesicht!

Drohend und unheimlich schwebte es draußen vor der Scheibe. Gleichzeitig fühlte Dean Jagger, wie etwas von seinem Körper Besitz ergriff und ihn auf der Stelle bannte. Ein unheimlicher Kreislauf begann sich zu drehen, und Dean Jagger mußte dies tatenlos mitansehen…

***

Waren es Stunden, Minuten oder nur Sekunden? Dean Jagger wußte es nicht zu sagen, wie lange er auf einem Fleck stand. Er hatte beide Hände auf die schmale Fensterbank gestützt, und sein Blick wurde magisch von dem Gesicht angezogen.

Das Gesicht gehörte einer Frau! Einer berückend schönen Frau.

Langes blauschwarzes Haar umrahmte ein Gesicht, das dazu in seiner kalkigen Blässe in direktem Gegensatz stand. Grellrot war der Mund, und er leuchtete wie ein übergroßer Blutstropfen. Dunkel, ja verheißungsvoll, blickten die Augen, doch tief in ihrem Innern schien das Feuer der Hölle zu glosen.

Unbeirrbar starrte das Gesicht den jungen Mann an. Jetzt öffneten sich die Lippen, begannen Worte zu formen.

Dean Jagger verstand sie.

Sag nichts! teilten ihm die Lippen mit. *Du hast versprochen zu schweigen. Denke immer daran!*

Dean Jagger nickte. Auch dies tat er unter einem Zwang. Er merkte nicht einmal, daß er überhaupt seinen Kopf bewegte.

Er zuckte nur zusammen, als er die Berührung an der Schulter spürte.

Mit einemmal löste sich der Bann. Immer noch ein wenig verwirrt drehte sich Dean Jagger um.

Ruths braune Augen blickten ihn nachdenklich an. Es war aber auch etwas Besorgnis darin zu lesen.

»Was ist mit dir, Dean?« fragte das junge Mädchen leise.

Dean Jagger wischte sich über die Stirn. Kalter Schweiß klebte an seinen Fingern. Dean setzte zweimal an, ehe er sprechen konnte. »Da war ein Gesicht«, sagte er stockend.

»Ein Gesicht?«

»Ja. Direkt vor dem Fenster. Ein Frauengesicht. Es – es schwebte in der Luft.« Dean Jagger war noch immer ganz durcheinander.

Ruth Foster lachte. »Ich glaube, Darling, du träumst. Wo soll denn das komische Gesicht hergekommen sein?«

»Ich weiß es auch nicht. Aber es war da. Und ich kann schwören, daß ich es…« Dean Jagger brach ab. Es war ihm wohl zu Bewußtsein gekommen, wie irreal seine Erklärung klang.

»Das werden wir ja gleich feststellen«, sagte Ruth. Ihre Stimme klang sehr energisch. Das Mädchen schob Dean Foster kurzerhand zur Seite

und drückte den Fensterriegel nach unten. Dann zog sie die Scheibe zurück.

Kühle Abendluft drang in das Zimmer. Von der Straße her war schwach der Verkehrslärm zu hören. Im Haus gegenüber waren zahlreiche Fenster erleuchtet. Ab und zu sah man den Schatten eines Menschen hinter den Scheiben auftauchen. Ruth beugte sich über die Brüstung und drehte den Kopf nach beiden Seiten.

»Also ich sehe nichts«, sagte sie. »Bestimmt hast du dir das Gesicht nur eingebildet. Oder von unten hat sich jemand einen Scherz erlaubt.« Ruth beugte sich wieder zurück. »Du weißt das doch selbst. Früher haben wir immer Luftballons angemalt, sie an einem Band hochgelassen und damit die Nachbarn erschreckt. Genau wie wir es mit ausgehöhlten Kürbisköpfen gemacht haben. Ja, das wird es gewesen sein.«

Ruth lachte und schloß das Fenster. »Ich wußte gar nicht, daß du so schreckhaft bist«, sagte sie und drückte Dean einen Kuß auf den Mund.

Augenblicke später zuckte Ruth zurück. »Was sind deine Lippen so kalt.« Das Girl schüttelte den Kopf. »Also irgend etwas stimmt mit dir nicht.« Ruth krauste die Stirn, und eine steile Falte bildete sich. »Entweder bist du krank, Dean, oder völlig überarbeitet. Ich nehme eher das letztere an. Komm, leg dich hin.« Sie faßte den jungen Mann an der Schulter und führte ihn tiefer in das Zimmer hinein.

»Willst du dich auf die Couch legen?«

»Das ist mir egal.«

»Na, dann legst du dich am besten ins Bett. Aber warte noch einen Augenblick.« Ruth holte ihre Handtasche, kramte darin herum und zog ein Röhrchen mit Beruhigungstabletten hervor. »Hier, davon nimmst du zwei.« Sie hielt das Röhrchen hoch.

Aus dem Bad holte Ruth ein Glas Wasser. Die Tabletten hatten sich schon zur Hälfte aufgelöst, als Dean Jagger das Wasser trank. Er schluckte, schüttelte sich und stellte das Glas zur Seite.

»So, und jetzt nichts wie ins Bett«, sagte Ruth.

Das Schlafzimmer war klein und beherbergte außer einem alten Metallbett noch einen wackeligen Schrank. Beides hatte Dean von seinen Eltern geerbt.

Dean Jagger zog sich aus, schlüpfte in seinen Pyjama und legte sich hin. Die Springfedern ächzten verdächtig.

Ruth deckte ihren Freund bis zum Hals zu.

»Du kannst ruhig gehen«, sagte Dean, »ich merke schon, wie die Tabletten wirken.«

Ruth strich ihrem Freund noch einmal über das Haar, hauchte ihm einen Kuß auf den Mund und verschwand, allerdings nicht ohne vorher versprochen zu haben, ihn am nächsten Morgen wieder zu

besuchen. Das Licht hatte sie eingeschaltet gelassen.

Dean Jagger hörte die Tür ins Schloß fallen. Das Geräusch klang für ihn anders als sonst, irgendwie endgültig.

Ein tiefer Atemzug hob Dean Jaggers Brust. Er hatte gelogen, als er gesagt hatte, er wäre müde gewesen. Es stimmte nicht. Dean Jagger wollte nur allein sein. Allein mit sich und seinen Gedanken.

Er fand keinen Schlaf. Immer wieder mußte er an das Gesicht denken.

Existierte es tatsächlich, oder war es nur Einbildung? Automatisch stellte Dean Jagger sich die Frage, und er hatte auf einmal das Gefühl, an der Schwelle des Wahnsinns zu stehen…

***

Immer wenn John Sinclair sich an seinem Morgenkaffee verschluckte, war das für ihn ein böses Omen. Meistens gab es dann Ärger, oder es lag ein neuer Fall in der Luft.

Und so war es auch am heutigen Tag. John Sinclair hatte kaum sein Büro betreten und sich die erste Zigarette angezündet, da schrillte das Telefon.

»Andere Leute haben Apparate, die summen dezent«, brummte John, hob ab und meldete sich mit einem knappen: »Sinclair.«

»Powell. Kommen Sie doch mal in mein Büro, Oberinspektor.«

»Ja, Sir.«

Ehe John noch eine weitere Frage stellen konnte, hatte Superintendent Powell schon wieder eingehängt. Er schien schlechte Laune zu haben. Powell hatte nicht einmal einen »Guten Morgen« gewünscht.

Man mußte sich jetzt wieder auf einiges gefaßt machen.

Was soll's, dachte John, zog seinen Krawattenknoten zurecht und verließ das Büro.

Zwei Sekretärinnen begegneten ihm auf dem Gang und warfen ihm heiße Blicke zu. John – kein Kostverächter – blickte ebenso heiß zurück. Er hätte noch gern mit den beiden ein wenig geplaudert, aber die Zeit reichte mal wieder nicht. Wie schon so oft.

Powells Vorzimmerdiva schielte über ihre Brillengläser hinweg und wünschte John mit unfreundlicher Stimme einen guten Morgen. Anscheinend hatte Powells Laune sie angesteckt.

Die Doppeltür zu Powells Zimmer stand offen. John trat ein und schloß die Tür leise hinter sich.

Wie immer saß Powell hinter seinem Schreibtisch. Er hatte die Arme auf die Platte gelegt und funkelte John durch seine dicken Brillengläser an.

John ließ sich auf einen Stuhl fallen, lehnte sich bequem zurück und fragte ziemlich optimistisch: »Was liegt an, Sir?«

Powell schluckte. Er hatte es wie so oft am Magen. »Wir bekommen mal wieder Ärger«, sagte er. »Aber diesmal ist es ein verdammt komischer Fall. Er geht uns eigentlich nichts an, aber wenn der Geheimdienst pfeift, müssen auch wir tanzen.«

»Spionage?« fragte John.

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Also es geht um folgendes. Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß zwar eine Akte existiert, ich sie aber noch nicht habe. Ich werde Ihnen den Fall in groben Zügen umreißen und möchte anschließend hören, was Sie davon halten. Ein betrunkener Seemann hat vor einigen Tagen den Secret-Service-Agenten Jack Tanner gefunden. Man hatte den Mann an einer Laterne aufgehängt.«

»Ziemlich makaber«, meinte John und faßte sich unwillkürlich an den Hals.

»Das steht jetzt hier nicht zur Sache. Interessant ist der Fall, an dem Tanner zuletzt gearbeitet hatte. Es ist dem Geheimdienst zu Ohren gekommen, daß sich hohe Staatsbeamte ein neues Hobby ausgesucht haben. Den Okkultismus. Angeblich haben sie einen Club gegründet und treffen sich einmal in der Woche an einem unbekannten Ort mitten in London. Dagegen wäre ja noch nicht mal soviel zu sagen, wenn plötzlich nicht gewisse Informationen in die Hände von Leuten gelangt wären, die mit unserem Staat auf nicht gerade gutem Fuß stehen. Ich meine damit feindliche Mächte.«

John Sinclair hob die Schultern. »Aber das ist doch eigentlich ein Fall für die Spionage-Abwehr.«

»Das ist eben die Frage. Wie Sie gehört haben, spielt dieser geheimnisvolle Club eine große Rolle, und da man beim Secret Service auch schon von Ihren Erfolgen gehört hat, hat der Innenminister persönlich bei mir interveniert.«

»Dann habe ich die Sache also am Hals.«

»Genau. Ist vielleicht auch mal was anderes.«

»Das kann man nie wissen.«

Oberinspektor Sinclair schmeckte der Auftrag gar nicht. Alles, was in das Abwehrmilieu hineinspielte, war ihm nicht ganz geheuer. Die Leute waren nie offen, versteckten sich immer hinter irgendwelchen Ausreden und Dienstvorschriften. Aber da war nichts zu machen. Man hatte John Sinclair den Fall nun mal auf den Tisch gelegt, und er mußte sich damit abfinden.

»Aus welcher Ecke kamen denn die Informationen? Ich meine, betraf das nur ein bestimmtes Ressort? Die Rüstung oder Finanzen, was weiß ich?«

»Ja. Die Informationen stammten samt und sonders aus dem Wirtschaftsministerium. Hier müßte man den Hebel ansetzen. Am besten, Sie treten mit Mister Paul Robinson in Verbindung. Er ist einer der führenden Männer und wird Ihnen sicher behilflich sein. Ich kenne

ihn noch von früher. Ein sehr fähiger Mann. Wenn einer den Laden kennt, dann ist er es. Ich habe Sie übrigens schon avisiert.«

»Danke für die Vorarbeit«, erwiderte John und erhob sich. »Well«, sagte er, »das wäre dann wohl alles.«

»Und halten Sie mich auf dem laufenden«, meinte Powell. »Sie können sich vorstellen, daß der Mord einiges Aufsehen erregt hat.«

John grinste. »Das kann ich mir allerdings denken.«

Wenig später befand er sich wieder in seinem Büro. Robinson, dachte er. Nie gehört den Namen. John überlegte. Er hatte sich immer an den Grundsatz gehalten, den Partner vorher zu kennen, bevor er mit ihm sprach. Dabei war das »kennen« nicht im persönlichen Sinne gemeint. John wallte vielmehr Informationen haben.

Und da gab es einen Mann, der sich sehr gut auskannte.

Bill Conolly, sein Freund und Mitstreiter.

John grinste, als er den Telefonhörer von der Gabel nahm. Bill würde sich wundern, wenn er ihm die Fragen stellte.

Der Reporter wunderte sich tatsächlich.

»Was willst du denn von dem?« fragte er.

»Geheime Kommandosache«, erwiderte John.

»Ich verstehe. Allerdings, viel helfen kann ich dir auch nicht. Soviel ich weiß, ist Robinson Junggeselle, wohnt in einem eleganten Bungalow und verdient viel Geld. Man sagt, daß er noch einige Geschäfte nebenbei tätigt. Aber legal.«

»Das ist wirklich nicht viel, alter Knabe. Aber gib mir doch die Adresse, dann brauche ich sie mir nicht aus dem Telefonbuch zu suchen.«

»Faulpelz«, knurrte Bill, tat John aber den Gefallen.

Oberinspektor Sinclair schrieb sich die Anschrift auf, bedankte sich nochmals und ließ auch Bills Frau Sheila einen Gruß bestellen.

Dann zündete er sich eine Zigarette an und überlegte sein weiteres Vorgehen.

Im Ministerium selbst wollte er Paul Robinson nicht aufsuchen. Die Leute wirken an ihren Arbeitsplätzen immer viel zu gehemmt. Nein, John wollte zur Privatwohnung des Beamten fahren und dort mit dem Mann reden. Vielleicht fand er bei ihm tatsächlich Unterstützung.

Irgendwie mußte John grinsen. Er hatte lange keinen »normalen« Fall mehr zu bearbeiten gehabt. In den letzten zwei Jahren hatten ihn die Mächte der Finsternis laufend in Trab gehalten. Bestimmt tat solch eine Aufgabe mal ganz gut.

Wie sehr sich John Sinclair irren sollte, konnte er zu diesem Zeitpunkt noch nicht ahnen…

***

Dean Jagger hatte die Nacht über kaum geschlafen. Erst in den

Morgenstunden war er eingedöst, dann aber wieder durch schwere Träume aus dem Schlaf gerissen worden. Noch immer spukte das Frauengesicht in seinem Kopf herum. Er konnte die Erscheinung einfach nicht vergessen.

Ob es etwas mit diesem geheimnisvollen Club zu tun hatte? Bestimmt, man brauchte nur an die Warnung zu denken, die die Lippen ausgesprochen hatten.

Eine graue Morgendämmerung drang durch das Fenster. Ruth Foster hatte die Vorhänge nicht zugezogen, und Dean konnte sehen, daß noch einige Nebelschleier in der Luft lagen.

Plötzlich schrillte das Telefon. Unwillkürlich blickte Dean Jagger auf seine Armbanduhr.

Es war sieben Uhr morgens.

Wieder läutete es. Wer mochte ihn zu dieser Zeit anrufen? Während sich Dean Jagger aus dem Bett schwang, dachte er automatisch an Paul Robinson. Er wußte auch nicht, wieso ihm der Gedanke gekommen war, doch als er den Hörer abhob, klang ihm Ruths Stimme entgegen.

»Na, hast du gut geschlafen?«

Dean Jagger räusperte sich die Kehle frei. Er fühlte sich schlecht. An seinen Beinen schienen Bleigewichte zu hängen, und er hatte einen schlechten Geschmack im Mund.

»Na ja, es geht«, erwiderte er ausweichend.

»Besonders gut klingt deine Stimme ja nicht«, meinte Ruth. »Soll ich nicht besser kommen? Die Vorlesung heute morgen ist sowieso nicht so wichtig für mich.«

»Nein, nein, Ruth. Bleib ruhig zu Hause. Ich bin ja schließlich kein Baby. Ich werde auch zum Dienst gehen. Arbeit lenkt ab, weißt du.« Dean Jagger lachte gekünstelt.

Am anderen Ende der Leitung hörte er Ruth schwer atmen. Dann sagte das Girl: »Schön, dann geh meinetwegen. Aber wenn sich dein Zustand verschlechtert, fahr lieber wieder nach Hause. Es ist besser, glaub' mir.«

»Ich werde deinen Ratschlag befolgen, Ruth. Bis später dann…«

Dean wollte auflegen, doch Ruths Stimme hielt ihn zurück. »Ich komme aber heute abend vorbei und bringe dir einige Lebensmittel mit.«

Dean Jagger zögerte ein wenig mit der Antwort. Dann meinte er: »Das geht nicht, Ruth.«

»Wieso? Hast du heute abend etwas vor?«

»Nein, aber ich muß an einer Konferenz teilnehmen. Und das kann sich bis in die Nacht hinziehen. Es geht um Währungsprobleme. Du verstehst schon.«

»Aber du bist doch krank«, rief Ruth Foster.

»Unsinn.«

Ruth Foster stieß die Luft aus. Dean hörte deutlich ihren langen Atemzug. »Wie du meinst, Dean. Aber tu mir einen Gefallen. Mute dir um Himmels willen nicht zuviel zu.«

»Keine Angst.«

Ruth Foster legte auf.

Dean wischte sich über die Stirn, die schweißnaß war. Eigentlich müßte er jetzt frühstücken, doch er hatte keinen Hunger. Er stürzte nur zwei Tassen Schnellkaffee hinunter.

Dean Jagger wußte selbst nicht, warum er Ruth einen Korb gegeben hatte. Und die Lüge mit der Konferenz? Himmel, wie glatt war sie ihm über die Lippen gekommen. Nie hätte er gedacht, daß es soweit mit ihm bergab gehen würde. Er spürte plötzlich, daß ihm Ruth mehr bedeutete. Daß er sie liebte. Und dann dachte er wieder an Paul Robinson und den geheimnisvollen Club.

Ja, er hatte einmal zugesagt. Und dabei würde er auch bleiben.

Dean Jagger fuhr zum Ministerium. Er war etwas zu früh da und konnte sich noch mit seinen eigenen persönlichen Problemen beschäftigen.

Seine Sekretärin war strahlender Laune, als sie ihm die Morgenzeitungen brachte.

»Sie sehen schlecht aus, Mister Jagger«, sagte die Frau. »Soll ich Ihnen einen starken Kaffee machen?«

Dean Jagger lächelte verzerrt. »Danke, das ist nett, aber ich habe schon zwei Tassen getrunken.«

»Dann eben nicht, Mister Jagger«, sagte die schon ältere Frau, hob die Schultern und verließ das Büro.

Dean Jagger lehnte sich zurück, schloß für einige Minuten die Augen und griff dann nach den Zeitungen, die ihm seine Sekretärin auf den Schreibtisch gelegt hatte.

Es waren die führenden Blätter der westlichen Welt dabei. Die Lektüre der Zeitungen gehörte zu Dean Jaggers Job. Besonders intensiv las er den Börsen- und Aktienteil.

Doch heute konnte er sich nicht so recht konzentrieren. Schon nach wenigen Minuten legte er die Financial Times wieder zur Seite.

Jetzt bestellte er sich doch einen Kaffee.

Von Robinson hörte Dean Jagger nichts. Und so verging der Vormittag.

In der Kantine aß Dean Jagger einen Sandwich, das ihm aber nicht schmeckte. Dann verzog er sich wieder in sein Büro.

Fünfzehn Uhr war schon vorbei, als das Telefon auf seinem Schreibtisch klingelte.

Diesmal war Robinson am Apparat. »Na, wie geht es Ihnen, Mister Jagger?« fragte er.

Dean zögerte mit der Antwort. Er hatte das Gefühl, als läge in Robinsons Stimme ein lauernder Unterton.

»Es geht mir so weit ganz gut«, entgegnete Jagger nach einer Weile.

»Das freut mich für Sie. Und Sie haben den heutigen Abend doch nicht vergessen?«

»Nein, nein, ich denke da schon dran.«

»Das ist gut. Sie warten am besten in Ihrem Büro. Ich komme dann und werde Sie abholen.«

Robinson hängte ein. Nachdenklich starrte Dean Jagger auf den Telefonapparat. Viele Gedanken kreisten in seinem Kopf. Doch etwas kristallisierte sich immer deutlicher hervor. Irgendwie war er gespannt auf den geheimnisvollen Club. Er hatte schon einiges in den letzten Stunden erlebt und wollte es doch jetzt genau wissen.

Die Stunden vergingen Dean Jagger plötzlich viel zu langsam, und es war kurz vor neunzehn Uhr, als Paul Robinson in das Büro trat.

Der Abteilungschef trug einen Staubmantel. Auf seinem Kopf saß ein moderner Hut mit einer etwas breiteren Krempe. Der Anzug war dezent wie das Krawattenmuster. Paul Robinson war vom Scheitel bis zur Sohle ein Gentleman.

»Wir können«, sagte er nur.

Dean Jagger sprang auf. Ihm entging der prüfende Blick, mit dem er gemustert wurde.

Im Paternoster fuhren die beiden Männer nach unten. Sie sprachen über Belanglosigkeiten, und erst als sie im Wagen saßen – einem flaschengrünen Jaguar – kam Robinson zur Sache.

»Sie werden über das, was Sie jetzt sehen, absolutes Stillschweigen bewahren. Ich darf Sie nochmals darauf hinweisen?«

»Ja, Sir«, sagte Dean Jagger und fiel unwillkürlich in den dienstlichen Tonfall zurück.

Robinson startete. Dean Jagger lehnte sich in die echten Lederpolster zurück. Der Wagen war neu, und Jagger fragte sich, wie Robinson ihn nur unterhalten konnte. Er kannte die Besoldungsgruppen genau, und soviel verdiente auch ein Paul Robinson nicht.

Robinson saß schweigend und konzentriert am Steuer.

»Wohin geht es denn?« fragte Jagger.

»Das werden Sie noch früh genug merken.«

Auf der Oxford Street fuhren sie in Richtung Hyde Park, änderten jedoch dann die Richtung und nahmen Kurs auf das British Museum. Hier fand Robinson einen Parkplatz. Sie stiegen aus und gingen zur U-Bahn-Haltestelle Baker Street.

Die Männer liefen nebeneinander her und ließen sich vom Passantenstrom treiben. Auch auf der Rolltreppe herrschte ein reges Gedränge.

Paul Robinson löste zwei Tickets.

Alle fünf Minuten fuhr hier ein Zug ein. Es herrschte ein unwahrscheinliches Gedränge auf dem Bahnsteig, und Dean Jagger kam der Gedanke, einfach zu verschwinden.

Doch er fand nicht den Mut dazu.

Ein Zug kam angebraust. Sekunden später quietschten Bremsen. Türen öffneten sich zischend.

Paul Robinson und Dean Jagger betraten einen der Wagen. Obwohl der Andrang groß war, benahmen sich die Leute vorbildlich.

Die Türen schlossen sich mit einem satten Geräusch. Dean Jagger fragte sich, weshalb sie nicht gleich die U-Bahn genommen hatten. Warum der Umweg?

Die Männer standen dicht nebeneinander und hielten sich an den Haltegriffen fest. Der Wagen schaukelte wie ein Schiff auf See. Die meisten Fahrgäste lasen Zeitung. Niemand kümmerte sich um den anderen.

»Wir steigen an der nächsten Station aus«, sagte Robinson.

»Aber wieso denn das?« Jagger wunderte sich wirklich.

»Ich werde Ihnen schon noch eine Erklärung geben«, antwortete Robinson und fügte hinzu: »Irgendwann.«

Schon jagte die Bahn aus der dunklen Schachtröhre hinaus und verlangsamte ihre Fahrt. Lampen blinkten. Edgware Road hieß diese Station. Sie gehörte zu den großen, auf denen man auch umsteigen konnte.

Der Zug hielt.

Wieder das gleiche Spiel.

»Kommen Sie«, sagte Robinson und faßte nach Jaggers Arm. »Wir müssen uns beeilen.«

Sie schafften den nächsten Zug gerade noch. Diesmal dauerte die Fahrt etwas länger und ging in Richtung Süden. Bis zur Haltestelle Earl’s Court.

Dort stiegen die Männer wieder aus. Dean Jagger wollte sich schon der Rolltreppe zuwenden, als ihn Robinson am Ärmel festhielt.

»Nicht dahin«, sagte er.

»Aber…«

»Kein aber. Kommen Sie.«

Robinsons Stimme klang drängend.

Die Männer drückten sich an einem Kassenhaus vorbei, übersprangen eine Sperre, die nicht besetzt war und gelangten in einen kaum belebten Teil dieser U-Bahn-Station.

Hier hatte man seit Jahren nichts mehr getan. Alles war vergammelt oder verrostet. Drohend gähnte ein stillgelegter U-Bahn-Schacht den Männern entgegen.

»Was sollen wir denn hier?« fragte Dean Jagger erstaunt, als Paul Robinson stehenblieb.

»Wir werden uns hier mit jemandem treffen«, erwiderte der hohe Beamte.

Dean Jagger beschlich ein unbehagliches Gefühl. Erst diese seltsame Zickzack-Fahrt, und jetzt dieses Warten auf einen Unbekannten. Irgend etwas war nicht geheuer.

Nur leise hörten sie den Lärm der Station. Große Schilder warnten vor Betreten des Tunnels. Die gekachelten Wände waren mit Schmutz und Dreck überzogen. Fetzen von vergilbten Plakaten klebten noch daran.

Plötzlich spürte Dean Jagger hinter seinem Rücken eine Bewegung. Hastig drehte er sich um.

Im gleichen Augenblick hatte er das Gefühl, von einem Hammerschlag getroffen zu werden.

Vor ihm stand eine Frau!

Eine Frau, die er kannte und deren Gesicht er vor seiner Fensterscheibe hatte schweben sehen…

***

Dean Jagger spürte, wie sein Herz anfing, schneller zu schlagen. Die Gedanken wirbelten in seinem Kopf. Er versuchte sie zu ordnen. Es gelang ihm nicht.

Die Frau lächelte. Sie war noch schöner, als Dean sie in Erinnerung hatte. Und jetzt wußte er auch, was ihn nicht losgelassen hatte. Es war die Schönheit dieser Frau gewesen. Sie hatte ihn, den nüchternen Wissenschaftler, regelrecht verhext.

»Ich bin Lukretia«, sagte die Schöne und reichte Dean ihre rechte Hand.

Ihre Finger fühlten sich kalt an, wie tot. Dean zuckte zusammen, als er sie berührte.

Immer wieder mußte er die Frau ansehen. Dieses Gesicht, die Haare. Deans Blick wanderte tiefer, glitt wie eine Sonde über ihre Figur.

Lukretia trug einen eng anliegenden Mantel, der ihre üppigen Formen zur Geltung brachte. Die Füße steckten in hochhackigen grünen Schuhen. Die schwarze Haarflut fiel bis über die Schultern.

Dean atmete gepreßt. Er fühlte, daß er von dieser Frau magisch angezogen wurde.

»Wollen Sie meine Hand nicht loslassen?« fragte Lukretia und sie lächelte dabei.

»Oh, entschuldigen Sie.« Hastig zog Dean Jagger seine Hand zurück. Er konnte nicht vermeiden, daß er im Gesicht rot wurde.

Lukretia wandte sich Paul Robinson zu. »Das ist also der Neue«, sagte sie gelassen.

»Ja.«

Lukretia blickte wieder Dean an, der nicht wußte, was er sagen

sollte. »Bin gespannt, ob er sich einfügen kann«, meinte Lukretia und gab Paul Robinson ein Zeichen mit der Hand.

Und dann ging alles blitzschnell. Dean Jagger sah plötzlich einen Schatten auf sich zurasen, und ehe er merkte, daß es Robinsons totschlägerbewehrte Hand war, spürte er den mörderischen Schlag an der Schläfe.

Für Dean Jagger versank die Welt in einer abgrundtiefen Schwärze.

***

Irgendwann kam Dean Jagger wieder zu sich. Schuld daran waren vor allem die stechenden Kopfsohmerzen. Sie waren nicht zu lokalisieren, sondern verteilten sich über seinen gesamten Schädel. Überall pochte und hämmerte es, und Dean hatte Mühe, einen Brechreiz zu unterdrücken.

Mit Schrecken dachte er an eine Gehirnerschütterung und blieb erst einmal ruhig liegen.

Langsam sortierte er seine Gedanken. Stück für Stück kam die Erinnerung zurück. Da war die Fahrt im Jaguar gewesen, dann die kurze Reise mit der U-Bahn. Der stillgelegte Schacht. Die Frau, die ihn fasziniert hatte. Wie hieß sie noch gleich? Lukretia! Ja, Lukretia. Allein dieser Name war schon eine Sünde wert.

Dean Jagger stöhnte auf. Wer ihm den Schlag auf den Schädel gegeben hatte, wußte er nicht. Urplötzlich war das totale Blackout gekommen. Und jetzt dieses Erwachen.

Er lag auf dem Steinboden, von dem die Feuchtigkeit hochkroch und sich in seine Kleidung setzte. Außerdem war es völlig dunkel. Dean Jagger konnte noch nicht einmal die berühmte Hand vor Augen sehen.

Gefesselt hatte man ihn nicht. Deshalb nahm Dean an, daß er sich in einem abgeschlossenen Raum befand, aus dem es kein Entkommen für ihn gab.

Dean Jagger dachte an eine Entführung. Aber was konnte er schon ausplaudern? Sicher, er arbeitete im Wirtschaftsministerium, und er kam an geheime Sachen heran, für diese Dinge war jedoch Paul Robinson viel besser geeignet.

Als Dean der Name Robinson in den Sinn kam, stutzte er. Was war mit ihm geschehen? Hatte man ihm auch einen Schlag auf den Schädel gegeben? Auf die Idee, daß Robinson mit den Unbekannten unter einer Decke stecken konnte, kam Dean Jagger nicht. Für ihn war sein Vorgesetzter weiterhin ein völlig unbescholtener Mann.

Die Schmerzen in seinem Schädel hatten mittlerweile etwas nachgelassen. Dean riskierte es, sich aufzusetzen.

Er tat es langsam und biß dabei die Zähne zusammen. Doch er schaffte es. Dean Jagger war ein Typ, der gefordert werden mußte. Im Beruf und auch in solchen Situationen wie dieser hier.

Dean streckte die Hände aus und drehte, so gut es seine Lage erlaubte, seinen Körper.

Die Fingerspitzen berührten nichts. Keine Wand – keine Tür.

Demnach war das Gefängnis doch größer als er angenommen hatte. Dean Jagger biß sich auf die Lippen. Er hatte Mühe, das plötzlich aufsteigende Gefühl der Panik zu unterdrücken. Etwas zu heftig versuchte er auf die Füße zu kommen. Schon schienen ihm die Kopfschmerzen seinen Schädel sprengen zu wollen.

Ein leises Lachen ließ Dean Jagger erstarren. Das Lachen war böse und zynisch. Es schien von überall herzukommen, kreiste Dean Jagger völlig ein.

Dean preßte seine Fäuste gegen die Ohren. »Aufhören«, krächzte er, »aufhören. Ich…«

Das Lachen brach ab.

Langsam ließ Dean die Arme sinken. Er zitterte. Seine Nerven waren angegriffen.

Sekundenlang war es still. Selbst Dean Jagger hielt den Atem an, lauschte in die Finsternis hinein.

»Angst, Mister Jagger?« fragte plötzlich eine Männerstimme. Sie klang verzerrt, wie bei einem Menschen, der telefonierte und die Sprechmuschel mit einem Taschentuch abgedeckt hatte.

»Ich warte auf eine Antwort, Mister Jagger!«

Wieder diese Stimme, die Dean bis ins Mark traf.

»Ja, ich habe Angst«, flüsterte er.

Der Unbekannte lachte. »Das sollen Sie auch, Mister Jagger. Wir wollen Sie vorbereiten, denn die Angst gehört zu den Schrecken der Hölle, die wir für Sie vorgesehen haben.«

Dean zuckte zusammen. *Schrecken der Hölle!* Die Worte dröhnten in seinem Kopf. Was sollte das bedeuten? Wollte man ihn töten?

Dean nahm allen Mut zusammen. »Was haben Sie mit mir vor?« fragte er. Seine Stimme war kaum wiederzuerkennen. Sie klang fremd, so als gehöre sie einem anderen.

Die Stimme begann wieder zu lachen. »Das werden Sie schon sehen, Mister Jagger. Eins sei Ihnen jedoch jetzt schon gesagt. Sie haben sich freiwillig in eine Situation hineinmanövriert, aus der es kein Zurück gibt. Wer einmal dem Club beigetreten ist, wird die Lehren der Hölle in die Welt tragen. Haben Sie mich verstanden, Mister Jagger?«

»Ja«, erwiderte Dean leise. »Das ist gut. Wir werden Sie jetzt noch für einige Minuten allein lassen. Denken Sie die Situation, in der Sie sich befinden, noch einmal durch. Gleich werden die Diener kommen und Sie abholen.«

Es gab ein kurzes Knacken im Lautsprecher, und die Stimme verstummte.

Dean Jagger schüttelte den Kopf. In welch eine Lage war er da

hineingeraten? Schrecken der Hölle, hatte die Stimme gesagt. Was meinte sie damit? Dean hatte schon einiges über Satansmessen gelesen. Er wußte, daß es geheime Hexenclubs gab. Täglich stand etwas über Okkultismus in den Zeitungen. Geheime Sekten und Orden hatten einen nie gekannten Zulauf. Ja, das mußte es sein. Robinson hatte von einem Club gesprochen. Es konnte sich nur um einen dieser Okkultclubs handeln.

Dean Jagger stieß den Atem aus. Seine Angst wandelte sich langsam in Neugierde um. Er war plötzlich gespannt, was ihn erwartete.

Die Minuten verrannen. Jagger blickte auf das Leuchtzifferblatt seiner Uhr.

Nur noch eine halbe Stunde bis Mitternacht. Mein Gott, wie lange war er denn dann bewußtlos gewesen?

Deans Gedanken wurden unterbrochen, als er das Geräusch eines sich drehenden Schlüssels hörte. Dann wurde eine Tür aufgezogen. Die Scharniere quietschten häßlich.

Ein schmaler Lichtbalken fiel in Dean Jaggers Gefängnis, der einen winzigen Augenblick später von zwei kompakten Schatten unterbrochen wurde.

Man kam, um ihn abzuholen!

Schritte klangen auf. Die Atmosphäre war unheimlich und rätselhaft. Dean Jagger spürte, wie ihm eine Gänsehaut über den Rücken lief.

Die beiden Schatten blieben dicht vor ihm stehen. Das Licht, das aus dem Gang in das Verlies fiel, ließ Dean Jagger ihre Umrisse erkennen.

Die Unbekannten trugen lange Umhänge, die Dean an die Kutten von Mönchen erinnerten. Von den Gesichtern war nichts zu sehen. Sie lagen im Schatten der Kapuzen.

»Steh auf!« hörte Dean einen der Unbekannten sagen.

Dean Jagger gehorchte. Wieder spürte er die Kopfschmerzen, und einen Moment schwankte er wie ein Rohr im Wind.

Einer der Unbekannten hielt Dean fest. Der Griff war hart, beinahe schon schmerzhaft. Dean unterdrückte ein Stöhnen.

Die Kuttenträger nahmen ihn in die Mitte, als sie das Gefängnis verließen.

Ein Gang nahm sie auf. Er war gerade so breit, daß drei Menschen nebeneinander gehen konnten. In unregelmäßigen Abständen brannten Fackeln an den Wänden. Es waren düstere rauchlose Flammen, die tanzende Schatten in den Gang warfen und ihn mit einem geisterhaften Leben füllten.

Dean Jaggers Nerven waren bis zum Zerreißen gespannt. Wohin würde man ihn führen?

Der Gang endete vor einer hohen Tür. Sie bestand aus Metall und war dunkel gestrichen.

Einer der Kuttenträger schlug mit der Faust dagegen. Dreimal hallten

die Echos der Schläge nach.

Dann wurde von innen ein Riegel zurückgeschoben, und wenig später schwang die Tür auf.

Fremdartiger monotoner Singsang drang an Deans Ohren. Der junge Mann sah nicht den Kuttenträger, der die Tür geöffnet hatte, er hatte nur Augen für das riesige Gewölbe, das vor ihm lag.

Dean Jagger war in eine Welt gekommen, wie er sie nicht einmal aus Büchern kannte.

Mehr als zwei Dutzend Menschen saßen mit übereinandergeschlagenen Beinen auf der nackten Erde und wiegten ihre Körper im Rhythmus des monotonen Gesanges. Die Felswände des Gewölbes strahlten ein seltsames Licht aus, das in sämtlichen Farben des Spektrums funkelte und doch so dezent war, daß es nicht einmal die Augen schmerzte. Im Gegenteil, Dean Jagger empfand das Licht als wohltuend und angenehm. Seine beiden Bewacher ließen Dean Zeit, den Eindruck der Felsenhöhle genau aufzunehmen.

Vorn, an der Seite, die der Tür genau gegenüberlag, führten breite Steinstufen zu einem Podest hoch. Es war ebenfalls aus Stein. Ein Metallkorb stand dort, in dem ein Feuer schwelte.

Es war dunkelrot und kam Dean Jagger vor wie ein glühendes Auge. Die übrigen Menschen hatten von dem Neuankömmling keine Notiz genommen. Sie wandten Dean weiterhin den Rücken zu. Ihr Geist befand sich in einer fremden, weit entrückten Welt.

Die beiden Kuttenträger schoben Dean voran. Automatisch setzte Jagger seine Schritte. Die Atmosphäre in der Höhle hielt ihn wie ein unsichtbarer Mantel umfangen.

Dean Jagger erreichte mit seinen beiden Bewachern die Steinstufen.

Unwillkürlich zuckte er zurück. Jetzt, wo er dicht vor dem Feuer stand, spürte er die gefährliche Ausstrahlung. Ja, er merkte deutlich das Vorhandensein des Bösen in diesem unheimlichen Gewölbe.

Sein Geist rebellierte, wollte die dunklen Ströme der Hölle abwehren, doch er war zu schwach.

Hier unten herrschte der Teufel, und die Menschen waren seine Diener.

Die Kuttenträger zwangen Dean, die Stufen hinaufzugehen. Fünf waren es, und Dean konnte nun auch die seltsamen Zeichen sehen, die in den Stein eingraviert waren.

Es waren kabbalistische Symbole und Beschwörungen. Sie stammten aus uralten Überlieferungen und waren nur noch wenigen Eingeweihten bekannt.

Jetzt, wo Dean auf dem Podest stand, merkte er, daß es für ihn kein Zurück mehr gab. Der magische Kreis hatte sich geschlossen. Durch das Betreten der mit Symbolen bedeckten Steinstufen war auch der letzte Rest Widerstandswille in Dean Jagger getilgt worden.

Die Kuttenträger traten zurück. Dean Jagger hatte nicht einmal ihre Gesichter sehen können.

Wie zwei Schattenwesen verschwanden die Unheimlichen im Hintergrund des Gewölbes und schienen mit der Felswand zu verschmelzen.

Dean wartete. Er stand vor dem Feuer und blickte in die höllische Glut.

Und plötzlich hatte Dean das Gefühl, in einer anderen Welt zu sein. Das rauchlose magische Feuer geriet in Bewegung. Bilder formten sich. Dean Jagger sah Gestalten und Szenen, wie sie schrecklicher nicht sein konnten. Die Hölle hatte ihre Pforten geöffnet, um einem Menschen ihre Geheimnisse zu präsentieren.

Doch dann verschwammen die Bilder. Die Gestalten lösten sich auf wie Rauch, der vom Wind fortgetrieben wurde! Dean hatte das Gefühl, in einen unendlich tiefen Schacht zu blicken. In einen Schacht, der im Nichts endete und aus dessen Tiefe plötzlich ein winziger Punkt nach oben stieg.

Der Punkt wurde größer, verwandelte sich.

Dean Jagger hielt den Atem an. Die Züge eines Gesichts schälten sich aus dem Punkt, wurden von Sekunde zu Sekunde deutlicher.

Dean Jagger stöhnte auf. Er ballte seine Hände zu Fäusten. Die Fingernägel schnitten in seine Handballen. Dean spürte den Schmerz nicht. Er starrte immer nur das Gesicht an, das er schon zweimal gesehen hatte und das ihn jetzt wieder aufs neue faszinierte.

Es gehörte Lukretia, der schwarzen Hexe!

***

Ein leises, spöttisches Lachen ließ Dean Jagger herumfahren. Er hatte plötzlich das Gefühl, von einem Blitzstrahl getroffen zu sein.

Vor ihm stand Lukretia!

Urplötzlich war sie aufgetaucht. Wie ein Geist aus einer anderen Dimension.

Dean Jagger verstand die Welt nicht mehr. Der Bann, der ihn vorhin noch gefangen hatte, zerbrach. Für ihn war unbegreiflich, daß die Frau plötzlich vor ihm stand.

Er wußte nicht, über welche Kräfte Lukretia verfügte, ahnte nichts von Schwarzer Magie und von den Kräften des Teufels.

Dean Jaggers Augen saugten sich an Lukretias Gestalt fest. Die Hexe war eingehüllt in einen blutroten Umhang, der mit schwarzen magischen Symbolen bestickt war, die Dean Jagger noch nie in seinem Leben gesehen hatte. Der Stoff spannte sich bei jeder Bewegung um Lukretias Körper und knisterte, als wäre er mit Elektrizität geladen.

Das bleiche Gesicht der Hexe wurde von den Flammen des magischen Feuers angestrahlt, und die sonst dunklen Augen hatten die Farbe

gewechselt und versprühten ein grünes, alles verzehrendes Feuer.

Lukretia streckte beide Arme aus und umfaßte Dean Jaggers Hände.

Wieder zuckte der junge Mann im ersten Augenblick vor der Kälte zurück, doch dann empfand er die Berührung plötzlich als angenehm und wünschte sich, die Hexe würde ihn niemals mehr loslassen.

Der Singsang war verstummt. Die Menschen hatten sich aufgerichtet. In ihren Augen lag ein fiebriger Glanz, als sie zu Lukretia und Dean Jagger hochstarrten.

Die Hexe ließ Dean los. Sie trat hinter das Feuer und breitete beide Arme aus. Der Umhang bauschte sich auf, und Lukretia sah aus wie eine riesige Fledermaus.

Dean Jagger konnte von hier oben aus die Gesichter der Menschen nicht erkennen. Bei der unwirklichen Beleuchtung verschwammen sie zu hellen, verwaschenen Flecken.

Und dann begann Lukretia zu sprechen. Ihre Stimme peitschte auf die Menschen herunter oder wurde zu einem Säuseln, wenn es die Situation erforderte.

Die Hexe sprach vom Satan, von der Hölle und vom großen Sieg der Schwarzen Magie.

Seltsamerweise fühlte Dean Jagger, daß ihm diese Worte nichts ausmachten. Früher hätten sie ihn abgestoßen, aber heute – innerhalb der gesamten beklemmenden Atmosphäre – saugte er sie wie Balsam in sich ein.

Sie fielen bei Dean Jagger auf fruchtbaren Boden. Die Saat des Bösen schien aufzugehen…

»Und wieder ist einer unserer Diener zu uns gekommen, um mit uns zu kämpfen und zu streiten«, rief Lukretia zum Schluß. »Er, der vor wenigen Tagen noch nicht wußte, daß es uns gab, will nun für immer zu uns gehören. Ich habe es beschlossen, und ich frage euch: seid ihr einverstanden?«

»Wir sind es«, murmelten die Stimmen im Chor.

»Gut!« Lukretia drehte sich zu Dean Jagger um. »Du hast viel gehört und gesehen! Bist du bereit, uns für immer zu dienen?«

»Ich bin bereit!«

»Und bist du auch bereit, für die Schwarze Magie dein Leben zu opfern?«

»Ja!«

»Dann ist es gut«, sagte die Hexe und wandte Dean Jagger voll ihr Gesicht zu.

Im ersten Augenblick hatte Dean das Gefühl, als würde er in einen unendlich tiefen Schacht versinken. Der Körper der Hexe, das Gesicht – alles wurde zu einem konturlosen Schemen, aus dem hur die Augen übergroß hervorstachen.

Gelbrote Flammen schossen wie Blitze daraus hervor, drangen in

Deans Gehirn und lähmten seinen Widerstandswillen völlig. Sein eigenes Denken – sein Ich – es wurde ausgeschaltet.

Für Dean Jagger gab es nur die Augen!

Tellergroß schwebten sie vor ihm in der Luft, waren von einem unheilvollen Leben erfüllt.

Plötzlich sah Dean vor sich zwei Hände. Die gekrümmten Finger hielten einen goldenen Becher umklammert, in dem eine Flüssigkeit dampfte.

»Trink!« drang Lukretias Befehl in Dean Jaggers Bewußtsein.

Wie eine Marionette streckte Dean die Hände aus, umfaßte den Becher, führte ihn zum Mund…

Dean Jaggers Lippen berührten das Metall.

Einen Herzschlag später trank er die heiße, bitter schmeckende Flüssigkeit.

Einem Lavastrom gleich rann das Getränk in Dean Jaggers Magen. Ein nie gekanntes Gefühl der Schwerelosigkeit stieg in ihm hoch. Als hätte der Zaubertrank sämtliche Poren in seinem Körper geöffnet, so leicht und berauscht fühlte sich Dean Jagger.

Bunte Bilder kreisten vor seinen Augen. Der Becher entfiel seinen Händen, landete mit metallenem Klang auf dem Felsboden und rollte zur Seite. Dicht neben dem magischen Feuer blieb er liegen.

Die Welt begann sich vor Deans Augen zu drehen. Das Gesicht der Hexe verschwamm, die gesamte Gestalt wurde durchscheinend, zerfaserte in einer Wolke aus Rauch und Dampf.

Dean Jagger torkelte wie ein Betrunkener. Er fühlte das Elixier der Verdammnis in sich. Seine Eindrücke wurden zu einem immensen Strudel, der alles mit sich in eine unauslotbare Tiefe riß.

Und aus dem Strudel tauchte übergroß, wie auf einem bombastischen Gemälde, das Zeichen der Vernichtung – der Vergänglichkeit auf.

Der Tod!

Riesengroß stand der grinsende Sensenmann vor Dean Jaggers Augen. Er trug das blutrote Gewand der Hexe und schwang seine Sense triumphierend über dem blanken schrecklichen Schädel.

»Dean Jagger!« dröhnte die Stimme des Tods in Deans Bewußtsein. »Du hast deine Seele verkauft. Ich bin es, der von nun an dein Begleiter sein wird. Und ich werde es auch sein, der bestimmt, wann du endgültig in das Reich der Schatten einkehren wirst.«

Dean Jagger wollte etwas sagen, dem Tod antworten. Er bewegte wohl die Lippen, doch kein Wort drang hervor. Der Teufelstrank hatte ihn willenlos gemacht.

Dean sah, wie sich der Mantel des Tods bauschte. Die Sense beschrieb einen blitzenden Halbkreis und fegte auf Jagger nieder.

Dean Jagger hatte das Gefühl, aufzubrüllen, doch nicht einmal ein leises Röcheln drang aus seiner Kehle. Er sah die Sense, die mit

tödlicher Präzision auf seine Brust zielte, und im gleichen Augenblick breitete eine gnädige Ohnmacht den Mantel des Vergessens über Dean Jagger aus…

***

Paul Robinson wohnte in einer stillen Seitenstraße. Er hatte sich in den Londoner Süden zurückgezogen, direkt an den Stadtrand.

John Sinclair fand das Haus ziemlich schnell. Als er in die schmale Straße einbog, senkte sich bereits die Dunkelheit über das Land. Ein paar Laternen brannten. Ihr milchiges Licht erreichte kaum den Boden. Den Rand der Straße säumten hohe Pappeln, deren Kronen sich im Herbstwind bogen.

Oberinspektor Sinclair ließ seinen Bentley langsam ausrollen. Er hatte seinen Besuch bewußt nicht angemeldet, er wollte Paul Robinson völlig unvorbereitet überraschen.

John Sinclair parkte vor dem Haus zwischen zwei Bäumen. Er hatte schon ein komisches Gefühl, als er einen Blick auf die Villa warf.

Hinter keinem der Fenster brannte Licht.

John Sinclair stieg aus. Eine Mauer umrandete das Grundstück. Dahinter stieg das Gelände leicht an. Das Haus lag erhöht und wirkte in der Dunkelheit wie eine Burg. Zum Haus führte eine breite Steintreppe, die sich harmonisch in den Gesamteindruck des Gartens einfügte.

John entdeckte auch eine Schelle.

Er drückte den Messingknopf und wartete ab.

Es geschah nichts. Niemand öffnete.

John schellte zum zweitenmal, und wieder reagierte niemand. Paul Robinson schien tatsächlich nicht zu Hause zu sein.

Ein älteres Ehepaar kam den Bürgersteig entlang. Der Mann warf John einen mißtrauischen Blick zu, löste sich dann von seiner Frau und blieb stehen.

»Wollen Sie zu Mister Robinson?«

John lächelte gewinnend. »Ja, Sir.«

»Da werden Sie wohl kein Glück haben. Mister Robinson ist abends fast nie zu Hause.«

»Sie wissen nicht zufällig, wo er zu finden ist?« hakte der Oberinspektor nach.

»James, komm endlich!« rief die bessere Hälfte des Mannes. »Du kannst doch nicht mit einem Wildfremden über die Nachbarn sprechen.«

Der Mann zuckte die Achseln. »Sie hören selbst, Sir. Wer vierzig Jahre verheiratet ist, hat gelernt zu gehorchen. Auch wenn er früher mal Offizier war.«

John bedankte sich noch einmal für die Auskunft und setzte sich

wieder in seinen Wagen. Er gönnte sich eine Zigarette. Während er den Rauchwolken nachsah, die langsam durch das spaltbreit geöffnete Seitenfenster abzogen, dachte er an Paul Robinson.

Der Mann hatte eine Bilderbuch-Karriere hinter sich. Studiert in Oxford und anschließend promoviert zum Doktor der Wirtschaftswissenschaften. Noch während seines Studiums war er in eine Partei eingetreten, hatte sich jedoch politisch nicht groß betätigt. Dafür war seine Karriere im Ministerium um so steiler nach oben gegangen. Durch Können und Glück hatte er es bis zum Abteilungsleiter gebracht, und Robinson war, wie John aus zuverlässigen Quellen erfahren hatte, auch für größere Aufgaben vorgesehen.

Über das Privatleben des Mannes wußte man wenig. John mußte sich schon auf das stützen, was ihm sein Freund Bill Conolly erzählt hatte. Und demnach sollte Paul Robinson gewisse Nebeneinkünfte haben. Was das genau war, wußte niemand zu sagen. Man schrieb diese Nebeneinkünfte nur seinem Lebensstil zu.

Der Oberinspektor lehnte sich in seinem Sitz zurück. Diese Aufgabe schmeckte ihm überhaupt nicht. Seine Laune war schon am Vormittag auf den Nullpunkt gesunken. John Sinclair – von seinen Freunden auch Geister-Jäger genannt – hatte sonst andere Fälle zu bewältigen. Er kämpfte gegen die Mächte der Finsternis und des Bösen, und die Erfolgsquote, die der jüngste Oberinspektor von Scotland Yard erreicht hatte, gab ihm recht.

Schon manches Mal war John Sinclair nur haarscharf dem Tode entronnen. Von einem seiner schwersten Kämpfe zeugte auch die Narbe an seiner Wange. Sie war ein Andenken an Doktor Tod, einen Gegner, wie er nur alle hundert Jahre auftauchte.

John Sinclair war vom äußeren her beileibe nicht der Typ eines finsteren Dämonenkillers. Er war genau das Gegenteil. Groß, schlank, blondhaarig. Mit einem offenen Gesicht. John Sinclair war der Typ Mensch, zu dem man sofort Vertrauen bekam.

John drückte seine Zigarette im Ascher aus. Er wollte gerade wieder starten, als er die Gestalt sah, die über die Straße huschte und hinter einem Baum in Deckung ging.

Mißtrauen keimte in dem Oberinspektor auf.

John duckte sich. Er behielt nur gerade soviel an Sichtfeld, daß er eben über das Amaturenbrett hinweg durch die Scheibe sehen konnte.

Sinclair peilte den Baum an, hinter dem die Gestalt in Deckung gegangen war.

Einige Minuten lang geschah nichts. Die Person sondierte wohl erst noch das Terrain.

John machte sich jetzt Vorwürfe, daß er seinen Wagen direkt vor Robinsons Haus geparkt hatte. Er hätte ihn lieber ein Stück

weiterfahren sollen, der Unbekannte konnte zu leicht mißtrauisch werden.

Doch jetzt war nichts mehr zu ändern. Plötzlich löste sich die Gestalt aus dem Schatten des Baumstamms. Mit schnellen Schritten lief sie auf Paul Robinsons Haus zu. John konnte nun erkennen, daß er einen Mann vor sich hatte.

Der Unbekannte blieb vor dem Eingang stehen. Er trug einen Hut, dessen Krempe das Gesicht beschattete. Der Mann griff in die Tasche und holte einen hellen Briefumschlag hervor. Hastig warf er ihn in den Briefkastenschlitz, der in dem Mauertor eingelassen war. Ein kurzer Blick noch, und einige Lidschläge später lief der Mann mit schnellen Schritten den Weg zurück, den er gekommen war.

John Sinclairs Mißtrauen war nun endgültig da. Was hatte der Unbekannte zu dieser Zeit hier zu suchen? Welche Nachricht hatte er Paul Robinson überbracht?

John drehte den Zündschlüssel. Leise und sicher sprang der Motor des Bentleys an. Durch einen raschen Blick in den Innen- und Rückspiegel überzeugte John sich, daß hinter ihm auf der Straße kein Verkehr war. Dann scherte er den Wagen aus der Lücke zwischen den beiden Bäumen.

John fuhr ohne Licht. Er nahm an, daß der Unbekannte irgendwo in der Nähe sein Fahrzeug stehen hatte.

Und der Oberinspektor hatte richtig gefolgert.

Ein breiter Scheinwerferstrahl zerschnitt plötzlich die Dunkelheit. Gleichzeitig wurde ein Motor angelassen. Das Geräusch klang überlaut in der Stille.

Ein Motorrad rumpelte vom Bürgersteig her auf die Straße. Der Fahrer hockte wie ein schwarzer, unförmiger Klumpen im Sattel. Er gab augenblicklich Gas und beschleunigte wie ein Rallye-Fahrer.

Aber auch John Sinclair war nicht faul. Die beiden Scheinwerfer des Bentleys jagten ihre Lichtfinger in die Nacht. John konnte gerade noch erkennen, daß der Motorradfahrer an der nächsten Querstraße rechts abbog.

John machte sich an die Verfolgung, hielt aber immer soviel Abstand, daß er nicht auffiel.

Der Bursche schien sich ziemlich sicher zu fühlen. Er blickte sich nicht ein einziges Mal um, hielt sich jedoch auch peinlich genau an die Geschwindigkeitsbegrenzungen, um nur nicht unliebsam aufzufallen.

Die Verfolgung ging quer durch London. Die Themse wurde überquert, und langsam näherten sich das Motorrad und der Bentley dem Vergnügungsstadtteil Soho.

John war dichter aufgeschlossen. Es herrschte wesentlich mehr Betrieb auf den Straßen, und für den Motorradfahrer war es schwer,

überhaupt einen Verfolger auszumachen.

Sie durchquerten eines der alten Londoner Wohnviertel, und dann bog der Verfolgte plötzlich in eine schmale Straße ein.

Dunkle Mietskasernen säumten zu beiden Seiten die Fahrbahn. Es brannten nur vereinzelte Laternen. Ein paar waren schon von Rowdys zerstört worden.

Wer hier wohnte, gehörte zur untersten Klasse – oder aber er hatte etwas zu verbergen. John zählte den Motorradfahrer zur letzteren Kategorie.

John war nicht in die Seitenstraße eingebogen. Er hatte, als er an der Einmündung vorbeigefahren war, das Rücklicht der Maschine aufflackern sehen.

Demnach war der Motorradfahrer hier zu Hause. Zumindest hatte er in dieser Straße einen Bekannten wohnen.

Es gab genügend freie Parkplätze. Die Menschen, die hier wohnten, leisteten sich den Luxus eines Wagens nicht. Sie konnten sich ihn auch nicht leisten.

John schloß seinen Bentley sorgfältig ab, als er ausgestiegen war. Ein aufsehenerregendes Girl trat aus einer schmalen Hausnische und lockte mit eindeutigen Angeboten.

John ignorierte sie.

Wie ein Schatten tauchte er in der Seitengasse unter. Unter seiner linken Achsel spürte er den beruhigenden Druck der Webster-Pistole.

Der Motorradfahrer war verschwunden. Die Maschine jedoch lehnte an einer rissigen Hauswand. Der Oberinspektor nahm an, daß der Unbekannte in dem Haus wohnen würde.

Zum Eingang führten drei ausgetretene Steintreppen hoch. Die Haustür stand offen. Sie hing schief in den Angeln. Ein widerlicher Geruch strömte John aus dem Hausflur entgegen.

Unter Sinclairs Füßen knirschte Dreck, als er den Flur betrat. Nach einem Lichtschalter suchte er vergebens. Er wäre höchstens in Gefahr gelaufen, sich an der rissigen Wand seine Finger aufzuschürfen.

»He, mal nicht so eilig, Bruder!« hörte John eine vom Alkohol angerauhte Stimme. »Hier mußt du Wegegeld bezahlen.«

Der Oberinspektor holte sein Feuerzeug hervor und schnippte es an. Ein unrasiertes Gesicht grinste ihm entgegen. Der speckige Hut, der auf dem Schädel des Penners saß, war ihm bis über die Augen gerutscht. Zwischen den Füßen des Mannes stand eine leere Flasche.

John nickte. »Allright, Kumpel, ich bezahle Wegegeld. Aber nur, wenn du mir auch einen Gefallen tust.«

Die Augen des Penners begannen zu strahlen. »Und der wäre?«

»Ich suche einen Mann.« John gab die Beschreibung des Motorradfahrers so gut er konnte.

Der Penner schob sich den Hut in den Nacken und schielte John von

unten herauf ins Gesicht. »Wieviel ist dir das denn wert?«

John wiegte den Kopf. »Sagen wir – ein Pfund?«

»Abgemacht, Mister.« Der Penner zeigte auf die Flasche. »Die wartet nämlich darauf, daß die Luft herausgelassen wird. Also, der Kerl, den Sie suchen, Mister, der wohnt in der ersten Etage. Direkt die erste Tür auf der linken Seite. Aber passen Sie auf. Slicky läßt nicht mit sich spaßen. Er ist sehr schnell mit der Kanone.«

»Danke für den Rat«, sagte John und drückte dem Penner seinen Lohn in die Hand.

Noch bevor der Oberinspektor die wacklige Treppe erreicht hatte, war der Penner schon mit seiner »Beute« weg.

Sinclairs Augen hatten sich inzwischen an die Lichtverhältnisse gewöhnt. Er konnte deutlich auf der ersten Etage einige Türen ausmachen. Die erste Tür links, hatte der Penner gesagt. John blieb davor stehen. Trotz der Dunkelheit konnte er erkennen, daß sämtlicher Lack von der Tür abgeblättert war. Ein Namensschild war natürlich auch nicht vorhanden.

Johns Faust dröhnte gegen die Tür, da der Oberinspektor vergeblich nach einer Klingel gesucht hatte.

»Verdammt noch mal, wer ist denn das schon wieder?« brüllte eine Frauenstimme, und schnelle Schritte näherten sich der Tür.

John trat sicherheitshalber einen halben Yard zurück.

Ruckartig wurde die Tür aufgerissen. »Mensch, du verdammter Penner, kannst du nicht…«

Die keifende Frauenstimme verstummte.

»Guten Abend«, sagte John Sinclair höflich und setzte ein gewinnendes Lächeln auf.

Die Frau atmete tief ein, so daß sich ihr übermäßig großer Busen noch mehr spannte. Durch das Licht, das vom Korridor nach draußen fiel, konnte John die Frau genau ausmachen.

Sie schien die richtige Soho-Pflanze zu sein. Das Haar war blond gefärbt und hing strähnig bis auf die Schultern. Unter den Augen lagen dicke, dunkle Lidschatten, und auch sonst hatte die Maid alles getan, um ihr wahres Alter zu vertuschen.

Ein paar Sekunden hatte die Frau John gemustert. Dann verzog sich ihr geschminkter Mund in die Breite. »Endlich ein Gentleman«, sagte sie. »Wollen Sie zu mir…?«

John hob die Arme. »Leider nicht. Ich hätte gern Slicky gesprochen. Das heißt, nur wenn er da ist.«

Die Blonde verzog das Gesicht. »Ich weiß nicht so recht. Ich…«

»He, was ist denn da los?« brüllte eine Stimme aus dem Hintergrund der Wohnung. »Ich hab’ dir doch gesagt – wenn ich da bin, soll kein anderer kommen!«

Die Blonde hob die Schultern. Dann rief sie über die Schulter zurück:

»Slicky, da ist einer, der dich sprechen will.«

»Wer ist es denn?«

»Weiß ich auch nicht.«

»Frag' ihn, zum Teufel.«

John amüsierte dieses Spiel, sagte aber dann auf den fragenden Blick der Blonden hin: »Sagen Sie Slicky einfach, ich wäre ein Freund von ihm.«

Die Blonde überlegte. Dann meinte sie: »Gut, kommen Sie rein, Mister. Aber eins sage ich Ihnen: Slicky ist heute sehr reizbar. Ich würde mich an Ihrer Stelle vorsehen.«

»Ein Held war ich noch nie«, meinte John und drückte sich an der beachtlichen Oberweite der Frau vorbei.

»Immer geradeaus, dort, wo die Tür offen ist«, rief die Blonde ihm nach.

»Danke, ich hab's schon gemerkt.«

John trat in das Zimmer. Slicky hockte auf dem Bett. Er trug eine lange Hose und ein Unterhemd. Was John nicht paßte, war die Waffe in seiner Hand, denn die Mündung der Beretta zeigte genau auf Johns Brust…

***

Dean Jagger spürte den rohen Fußtritt. Dann hörte er auf einmal eine Stimme. »Er scheint wieder zu sich zu kommen. Mensch, muß der einen geladen haben.«

»Nach einem Penner sieht er mir aber gerade nicht aus«, meinte eine andere Stimme.

»Auf jeden Fall schmeißen wir ihn erst mal von der Baustelle runter.«

Die beiden Männer packten Dean an den Schultern und an den Füßen. Schwerfällig und spaltbreit nur öffnete Dean Jagger seine Augenlider.

Das bärtige Gesicht eines Bauarbeiters tanzte vor ihm.

»Nicht«, stöhnte Dean. »Bitte, lassen Sie mich los.«

»Ach, der kann ja auch reden«, sagte der Bauarbeiter, der Dean an den Schultern gepackt hielt. »Paß auf, wenn du ihn hinstellst«, meinte er zu meinem Kollegen. »Ich will nicht, daß er sich noch das Genick bricht.«

»Von mir aus soll er doch. Für Säufer habe ich nicht viel übrig.«

Trotz dieser Reden wurde Dean – ohne daß etwas passierte – auf die Füße gestellt. Zuerst drehte sich alles vor den Augen des jungen Mannes. Dean taumelte und fand zum Glück an einer Gerüstleiter Halt.

Tief atmete er die kühle Morgenluft ein. Langsam schwand das Schwindelgefühl aus seinem Kopf, und allmählich sah er wieder klarer.

»Blau ist er nicht«, meinte einer der Arbeiter.
Dean Jagger lachte gequält. »Sie haben recht«, erwiderte er, »ich habe keinen Tropfen Alkohol getrunken.«
»Was ist es denn dann?« fragte der Bärtige.
»Das kann ich Ihnen auch nicht sagen«, entgegnete Dean Jagger leise und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir sagen können, wo ich mich überhaupt befinde.«
»In Mayfair. An der Großbaustelle Bruton Lane.«
»Danke sehr.« Dean fühlte nach seiner Brieftasche. Sie war noch da, genau wie die Geldbörse. Nur seine Brille, die in einem Etui in der Innentasche des Jacketts steckte, war zerbrochen. Fahrig strich Dean Jagger über sein dunkelblondes Haar. »Sagen Sie, Gentlemen, ein Taxi, wo kann ich das denn hier bestellen?«
»Nicht weit von hier ist eine Telefonzelle. Gehen Sie einmal links und dann in die nächste Querstraße.«
»Danke.« Dean setzte sich in Bewegung.
»Und fallen Sie nicht wieder hin«, rief ihm der Bärtige noch nach, doch Dean Jagger gab keine Antwort.
Er fand die Telefonzelle. Im Osten graute schon der Morgen, und die ersten Frühaufsteher fuhren bereits zu ihrer Arbeitsstelle.
Die Frau in der Zentrale versprach Dean Jagger, so schnell wie möglich einen Wagen vorbeizuschicken.
Trotzdem dauerte es einige Zeit, bis der Wagen kam. Der Fahrer wollte Dean im ersten Moment nicht mitnehmen, doch als Jagger die Fahrt schon im Voraus bezahlte, ließ sich der Mann umstimmen. Dean konnte ihm seinen ersten Entschluß nicht einmal übelnehmen. So wie er aussah, mußte man sich ja fürchten.
Der Nachtportier wurde gerade abgelöst, als Dean durch den Eingang des Apartmenthauses eilte. Jagger fuhr nach oben, schloß die Wohnungstür auf und stand schon zwei Minuten später unter der Dusche.
Die Wechselbäder waren eine Wohltat. Sie schienen förmlich die Mattheit aus seinem Körper hinwegzuspülen. Jetzt erst kam Dean Jagger dazu, sich über die vergangene Nacht Gedanken zu machen.
Hatte er alles tatsächlich erlebt? Die Hexe – den Tod mit der Sense – den Trank? Dean konnte es kaum glauben. Und wie war er auf diese Baustelle gekommen? Unbegreiflich.
Dean drehte die Brause ab. Ein Blick auf die Uhr zeigte ihm, daß es Zeit wurde, zum Ministerium zu fahren. Aber in seinem Zustand?
Jagger blickte in den Spiegel und erschrak vor sich selbst. Dunkle Ringe lagen unter seinen Augen. Die Lider waren gerötet, wie bei jemandem, der viel geweint hatte. Ein kratziger Bart bedeckte seine Wangen.

Automatisch begann sich Dean zu rasieren. Er bevorzugte die Naßrasur und konnte nicht vermeiden, daß er sich zweimal schnitt. Er fluchte nicht einmal darüber, sondern tupfte mit blutstillender Watte die Schnittstellen ab.

In seiner Beschäftigung wurde er durch das Schrillen des Telefons unterbrochen.

»Jagger«, meldete er sich mürrisch.

»Na endlich erreiche ich dich«, hörte er Ruths aufgeregte Stimme. »Was ist denn los? Ich versuche schon die ganze Nacht hindurch dich anzurufen. Ich habe nicht geschlafen.«

»Glaubst du, ich?«

»Wie war das?«

»Ach nichts.«

»Schön, mein lieber Dean. Du bist mir ja keine Erklärung schuldig, wir sind schließlich nicht verheiratet, aber daß eine Konferenz die ganze Nacht hindurch dauert, das kannst du mir nicht weismachen. Die Ausreden haben früher gezogen. Heute nicht. Wenn du schon irgendwo hingehst, dann sei wenigstens ehrlich und sage es.«

»Du hast ja recht, Ruth«, sagte Dean Jagger. »Aber ich kann dir wirklich nicht sagen, was vergangene Nacht geschehen ist. Vielleicht später einmal. Du mußt mir glauben, Ruth, ich habe nichts Schlimmes getan, und ich werde das, was ich getan habe, auch wieder ins rechte Lot rücken. Glaube mir.«

»Hm.« Ruth dachte nach. Dann sagte sie. »Das fällt mir aber verflixt schwer.«

»Ich weiß, Ruth. Und ich kann dich auch völlig verstehen. Nun hab' Vertrauen. Es ist vieles geschehen, ich weiß. Aber ich bin mir auch darüber klargeworden, daß ich dich liebe, Ruth. Und das ist das Wichtigste.«

Nach Deans Worten war es einen Augenblick lang still. Dann drang Ruths Schluchzen durch die Leitung. »Stimmt das wirklich, Dean?« preßte Ruth Foster hervor.

»Ja, es ist mein völliger Ernst.«

»Dann wird alles gut werden, Dean«, sagte Ruth mit flüsternder Stimme und legte auf.

Auch Dean Jagger ließ den Hörer auf die Gabel fallen. Er kam sich plötzlich wie ein Schuft vor. Er hatte Ruth seine Liebe gestanden. Durfte er das in seiner Situation überhaupt? Unwillkürlich drängte sich ihm das Bild der Hexe auf.

Nein! Das eine hatte mit dem anderen nichts zu tun. Dieser Hexenclub sollte von ihm aus zum Teufel gehen. Und das würde er auch Mister Robinson sagen.

Dean Jagger holte ein frisches Hemd aus dem Schrank und schlüpfte anschließend in seinen Anzug. Auf ein Frühstück verzichtete er.

Großen Hunger hatte er sowieso nicht.
Unterwegs fiel ihm ein, daß sein Wagen ja noch am Ministerium parkte.
Um mit der Bahn oder dem Bus zu fahren, dazu war es zu spät. Also wieder ein Taxi.
Dean Jagger schaffte es soeben noch, pünktlich zu sein. Diesmal trank er den Kaffee, den seine Sekretärin ihm anbot. Die Frau blickte den jungen Beamten prüfend an, sagte jedoch keinen Ton.
Mehrmals griff Dean Jagger zum Hörer, um Dr. Paul Robinson anzurufen. Doch immer wieder zögerte er den letzten Schritt hinaus. Irgend etwas hielt ihn davon ab.
Als das Telefon läutete, schreckte er regelrecht zusammen.
»Jagger!«
»Guten Morgen, Mister Jagger«, ertönte Paul Robinsons Stimme. »Ich hoffe, Sie haben eine angenehme Nacht gehabt.«
Der Zynismus war aus Robinsons Worten klar herauszuhören. Dean Jagger mußte sich beherrschen, um nicht kurzerhand den Hörer auf die Gabel zu schmettern.
»Sie – Sie.« Dean atmete durch. »Ich werde zu Ihnen kommen, Mister Robinson.«
»Ja, mein lieber Jagger. Darum wollte ich Sie eben bitten.«
»Ich bin nicht Ihr lieber Jagger!« schrie Dean und unterbrach wütend die Verbindung.
Wie ein Sturmwind fegte Dean durch das Vorzimmer, und seine Sekretärin konnte ihm nur einen fassungslosen Blick nachwerfen. So hatte sie ihn noch nie gesehen.
Die Tür zu Robinsons Büro stand offen. So brauchte Dean nicht erst durch das Vorzimmer zu laufen.
»Schließen Sie die Tür, und setzen Sie sich«, sagte Paul Robinson kalt.
Augenblicklich wurde Dean um einige Nummern kleiner. Er brauchte nur in Robinsons kalte Augen zu blicken, um zu wissen, daß ihm keine Teestunde bevorstand. Trotzdem nahm er allen Mut zusammen. »Sir«, sagte er zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Die vergangene Nacht, die…«
»Und?« höhnte Robinson. »Was ist damit? Die Nacht war gut, und es werden noch zahlreiche Nächte folgen, in denen Sie, gerade Sie, Mister Jagger, dabeisein werden.«
»Das denken Sie auch nur, Sir.«
Paul Robinson lachte. »Was sind Sie nur für ein armer Wicht, Jagger. Sie werden Ihre Meinung gleich so schnell ändern, wie Sie es im Moment kaum für möglich halten.«
»Da bin ich aber mal gespannt.«
»Das können Sie auch, Jagger.« Robinson beugte sich zur Seite und

holte aus seiner Schreibtischschublade einen Kassettenrecorder hervor. »Und nun hören Sie mal zu, Mister Jagger, Sie werden sich bestimmt wundern…«

***

»Komm ruhig näher, Bruder«, sagte Slicky und wippte mit dem rechten Fuß.

»Das hatte ich sowieso vor.« John deutete auf die Pistole. »Ihr Argument ist eben zu überzeugend.«

»Das meine ich auch«, erwiderte Slicky und grinste. Er fühlte sich völlig als Herr der Lage.

Jahn hatte Zeit, ihn genau zu betrachten.

Slicky war ein mieser Typ mit verschlagenem Blick. Sein Haar war dunkel und glänzte vor Fett. Er hatte es nach hinten gekämmt, sogar über die Ohren. Slickys Oberlippe war dick und stieß fast mit der breiten Nase zusammen. Auf seiner Stirn glänzten Schweißtropfen. Schwarzes Kraushaar wucherte aus dem Ausschnitt des nicht mehr allzu sauberen Unterhemdes.

Die Blonde kam und schloß die Tür.

»Stell dich an die Wand«, sagte Slicky, »und misch' dich nur nicht ein, denn was wir zu bereden haben, sind Männersachen. Stimmt doch, Bruder, oder?«

»Das kann man wohl sagen«, entgegnete John. Er spielte weiterhin den Gelassenen.

Die Blonde gehorchte, trippelte zur Wand und achtete dabei peinlich genau darauf, nicht in die Schußlinie zu kommen. Slicky und seine Biene waren eben Profis.

»So«, sagte Slicky und zeigte braune, von Nikotin gefärbte Zähne. »Was willst du Pinscher eigentlich von mir? Oder willst du Blondie? Wenn ja, wer hat dir den Tip gegeben?«

John verzog das Gesicht. »Können wir nicht ohne diese Kanone reden?«

»Kommt gar nicht in Frage. Das ist mein Argument. Ob ich es einsetzen werde, kommt darauf an, wie du dich benimmst. Also los. Spuck's endlich aus.«

»Nun gut«, sagte John, »ich wollte mit Ihnen reden, Slicky.«

»Das weiß ich bereits, verdammt. Aber was?«

John startete einen Bluff. »Ich bin ein guter Freund von Paul Robinson«, sagte er.

Slicky blieb vor Staunen der Mund offenstehen. »Du bist – Sie sind ein Freund von Robinson? Welchen meinen Sie denn? Sugar Ray, den Boxer?«

John Sinclair verzog das Gesicht. »Jetzt tun Sie mir aber wirklich leid, mein Freund. Sie wissen schließlich genau, von welchem

Robinson ich spreche.«

»Laß dich nur nicht reinlegen, Slicky!« keifte die Blonde von der Wand her. »Der will dich doch nur aufs Glatteis führen. Der…«

»Halt's Maul!« bellte Slicky. Seine Augen hatten sich zu Schlitzen verengt. »Nehmen wir mal an, Mister, es stimmt, was du mir da erzählt hast.« Slicky war wieder in die kumpanhafte Anrede gefallen. »Was will dieser Robinson dann von mir?«

John Sinclair hatte sich schon längst eine passende Ausrede zurechtgelegt. »Nun – er will sich mit Ihnen treffen. Es geht um…«

Slicky ließ den Oberinspektor gar nicht ausreden. Er begann schallend zu lachen. »Langsam habe ich das Gefühl, du spinnst, Kumpel. Ich kann mich gar nicht mit diesem Robinson treffen, ich kenne ihn nämlich nicht. Aber mich würde verdammt interessieren, wie du auf diese komische Idee kommst. Und nicht nur mich, sondern auch einige meiner Freunde. Sie haben es gar nicht gern, wenn man mich verdächtigt. Verstehst du das?«

»Vollkommen«, sagte John und ärgerte sich, daß sein Bluff daneben gegangen war. Dieser Slicky war doch schlauer, als er angenommen hatte. Jetzt hieß es vorsichtig sein.

Mit einer geschmeidigen Bewegung erhob sich Slicky von seinem Bett.

Die Waffe rückte keinen Millimeter aus ihrer ursprünglichen Richtung. »Du mieser Pinscher«, knurrte Slicky, und ging ein paar Schritte zur Seite, um an das Telefon zu gelangen, das auf einer kleinen dreibeinigen Kommode stand.

Mit der linken Hand nahm Slicky den Hörer ab, klemmte ihn zwischen Schulter und Kinn fest und wählte dann ebenfalls mit der linken Hand eine Nummer, die John aus seiner Sicht nicht feststellen konnte.

Es läutete dreimal durch, bis Slicky die Verbindung bekam. »Ja, ich bin's, Slicky. Hör mal zu, hier ist ein Typ, der dumme Fragen stellt. Ich habe das Gefühl…«

Slicky stockte. Der andere Teilnehmer hatte ihn unterbrochen. Er schien Slicky anzupfeifen, denn er bekam einen roten Kopf. Schließlich sagte Slicky: »All right. Ich werde das dann so machen, wie du es gesagt hast.«

Slicky legte den Hörer auf und machte einen schnellen Schritt zur Seite. »So, Bruder«, sagte er, »dann pack mal aus!«

»Was soll ich auspacken?«

»Deine Kanone oder Brieftasche, verdammt noch mal.«

»Gut. Wenn's weiter nichts ist.« John tat, als wolle er sich in sein Schicksal fügen. Er streckte seine rechte Hand in die Innentasche des Jacketts, beugte sich dabei leicht zur Seite und beobachtete Slicky aus den Augenwinkeln.

Der Ganove war nervös. Wahrscheinlich hatte er von seinem Boß einen Anpfiff bekommen. Jetzt wollte er alles wieder gut machen.

John holte die Brieftasche hervor. Er wollte sie Slicky schon zuwerfen, da sagte dieser: »Stopp. Blondie, sieh nach, ob er eine Knarre hat.«

Die Blonde setzte sich in Bewegung. Unwillkürlich verfolgte Slicky sie mit den Augen. Für einen winzigen Moment nur ließ seine Konzentration nach.

Und das nützte John Sinclair aus.

Wie eine Rakete schoß sein rechtes Bein vor. Die Fußspitze knallte gegen Slickys Handgelenk. Der Tritt war mit solcher Wucht geführt worden, daß dem Ganoven die Pistole aus den Fingern gewirbelt wurde.

Augenblicklich setzte John nach. Ein knallharter Schlag gegen die Brust trieb Slicky quer durchs Zimmer. Er fiel auf das Bett und dann mit dem Hinterkopf gegen die Wand. Schlapp sackte er in sich zusammen.

Blondie blickte den Oberinspektor aus großen Augen an und begann plötzlich zu heulen. Die Tränen schossen wie Sturzbäche aus ihren Augen und bildeten mit der Schminke eine dicke Brühe.

»Hör auf«, sagte John zu der Blonden, hob seine Brieftasche auf und beförderte die heulende Maid zu einem Stuhl. »Da bleibst du schön sitzen, mein Täubchen.«

Blondie nickte.

John nahm Slickys Pistole an sich. Er bekam große Augen, als er sah, daß sie nicht einmal geladen war.

»Macht er das immer so?« wandte sich John an die Blonde.

Sie hob das verheulte Gesicht. »Was?«

»Daß er seine Kanone nicht lädt.«

»Weiß ich nicht.«

John hob die Schultern. »Ist auch nicht mein Bier.« Er trat ans Bett, hakte die Handschellen von seinem Hosengürtel los und legte Slicky die stählerne Acht um die Gelenke.

Als Blondy die Handschellen sah, begann sie wieder zu heulen. »Sie – Sie sind von der Polizei?« schluchzte sie.

»Sogar vom Yard.«

»Ach du meine Güte. Dann kann Slicky einpacken. Und ich auch«, fügte sie mit sehr viel Selbstmitleid hinzu.

John Sinclair grinste. »Ausnahmsweise sind wir mal derselben Meinung.«

Dann mußte er sich um Slicky kümmern, der gerade wieder zu sich kam.

Der Ganove bot wirklich ein Bild des Jammers. Sein fettiges Haar war zerzaust und hing in Strähnen herab. Außerdem begann aus dem

Haarwirrwarr langsam eine Beule zu wachsen. Sie hatte schon die Größe eines Taubeneis.

John packte Slicky am Kragen und warf ihn auf das Bett. Dann hob er Slickys Arme. Die Handschellen blinkten dicht vor den Augen des Ganoven.

»Damit Sie genau wissen, mit wem Sie es zu tun haben«, sagte John Sinclair.

»Du – äh – Sie sind ein Bulle?« stöhnte Slicky.

»So nennt man mich auch. Mein richtiger Name ist allerdings John Sinclair, und ich bin Oberinspektor bei Scotland Yard.«

»Auch das noch«, flüsterte Slicky.

»Können Sie aufstehen?« fragte John.

»Weiß nicht.«

John tippte dem Mann mit dem Finger gegen die Brust. »Ich würde an Ihrer Stelle nicht patzig werden. Wenn das die Richter erfahren, werden sie komisch.«

»Die Richter?« staunte Slicky. »Aber sicher. Sie werden angeklagt. Tätlicher Angriff auf einen Staatsbeamten.«

»Woher sollte ich das denn wissen?« stammelte Slicky.

»Das andere ist bald noch schlimmer. Ein harmloser Bürger hätte sich nicht so wehren können wie ich.«

Slicky resignierte. »Also gut«, sagte er, »was wollen Sie wissen?«

John schüttelte den Kopf. »Nicht hier. Wir werden zum Yard fahren und dort ein Protokoll aufnehmen. Sie können sich unterwegs schon überlegen, was Sie alles erzählen wollen. Und lassen Sie ja nichts aus.«

John zog Slicky vom Bett. Er ließ den Ganoven vor sich hergehen. Als sie an Blondie vorbeikamen, blieb John stehen. »Lassen Sie sich nur nicht einfallen, zu verschwinden. Es könnte sein, daß wir Sie brauchen.«

»Nein, nein, ich bleibe schon hier«, jammerte Blondie.

»Ich sehe, wir verstehen uns.«

Im Flur war es immer noch dunkel.

»Gibt es hier kein Licht?« wollte John wissen.

»Es brennt nicht«, antwortete Slicky.

Die anderen Mieter hatten ihre Wohnungstüren aufgezogen und lugten neugierig in den Flur. Manche kicherten schadenfroh. Slicky schien nicht sehr beliebt zu sein.

John Sinclair kam mit seinem Fang heil unten an. Auf der Straße atmete der Oberinspektor erst einmal tief die frische Luft ein.

Er wandte sich mit Slicky nach rechts, um zu seinem Bentley zu kommen.

Im gleichen Augenblick bog ein Wagen in die Seitenstraße ein. Die grellen Lichtfinger der Scheinwerfer nagelten John und Slicky auf der Stelle fest.

Im Bruchteil einer Sekunde wurde sich John Sinclair der Gefahr bewußt.

»Hinlegen!« gellte seine Stimme.

Und dann war die Hölle los!

***

Paul Robinson stellte den Recorder auf seinen Schreibtisch. Das Gerät war kaum größer als eine Brieftasche, aber äußerst leistungsstark.

Robinson drückte auf den kleinen Starterknopf. Dabei blickte er Dean Jagger höhnisch an.

Die Spulen begannen sich zu drehen. Erst war nur ein leises Rauschen zu hören, doch dann flüsterte eine Stimme. Eine Männerstimme.

Dean Jagger zuckte zusammen. Die Stimme kannte er nur zu gut. Sie gehörte ihm.

»Hören Sie genau zu«, sagte Robinson, und in seinen Augen funkelte ein kaltes Feuer.

Dean Jagger saß leicht vornübergebeugt in angespannter Haltung auf dem Stuhl. Er konnte seinen Blick nicht von dem kleinen Gerät auf dem dunklen Schreibtisch wenden.

Jaggers Stimme klang ruhig, beinahe schläfrig. Er berichtete von seiner Kindheit, seiner Jugend und kam dann automatisch auf seinen Job zu sprechen, ohne daß ihn jemand dazu aufgefordert hätte. Er erzählte von seiner Dienststelle, den Vorgesetzten, den Kollegen und plötzlich – Dean hielt den Atem an.

Klar und deutlich gab das Band Dienstgeheimnisse wieder, die Dean ausgeplaudert hatte. Er berichtete von Beschlüssen, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren, die reine Verschlußsachen waren. Jagger gab Pläne preis, an denen die britische Regierung momentan arbeitete. Dann war das Band abgelaufen.

Mit einer lässigen Bewegung schaltete Paul Robinson es ab. Er lachte höhnisch. »Na, Mister Jagger, ist die kleine Überraschung gelungen?«

Dean konnte keine Antwort geben. Kreidebleich hockte er auf seinem Stuhl. Vor seinen Augen begann sich alles zu drehen, der Schreibtisch, sein Vorgesetzter, das Fenster…

Dean atmete tief durch und schloß die Augen. Allmählich ebbte der Schwächeanfall ab. Nur seine Hände – die zitterten, als stünden sie unter Strom.

Paul Robinson ließ Dean Jagger Zeit, sich wieder zu erholen. Er bot ihm sogar eine Tasse Kaffee an, doch Dean schüttelte den Kopf. Dann sagte er leise: »Gut, Mister Robinson, Sie haben mich in der Hand. Ich habe vorher nicht gewußt, auf was ich mich einließ.«

Robinson lachte. »Ich weiß, danach ist man immer klüger. Aber sagen Sie ehrlich, hat Lukretia Ihnen nicht gefallen?«

»Spielt das jetzt noch eine Rolle?«
»Eine sehr große sogar. Erinnern Sie sich an den Trank? Er bestand aus einer gefährlichen Mischung. Er wird Ihre Sehnsucht wecken, Jagger. Die Sehnsucht nach Lukretia. Ich gebe zu, Sie werden sich im Anfang dagegen auflehnen, aber der Drang in Ihnen wird stärker sein. Lukretia lockt, und Sie werden alles tun, um diese Frau wiederzusehen. Alles, Mister Jagger.«
»Nein! Niemals«, beteuerte Dean Jagger. »Diese verdammte Hexe kann mir gestohlen bleiben, Sie…«
»Beherrschen Sie sich«, sagte Robinson kalt. »Sie können sich darauf verlassen, es wird alles so eintreffen, wie ich es vorausgesagt habe. Aber wenn Sie Lukretia dann sehen wollen, müssen Sie zu mir kommen, denn nur ich weiß, wo Sie sie finden können.« Robinsons letzte Worte hörten sich an wie das Zischen einer Schlange. »Und ich werde Sie auch dann hinführen. Ich bin schließlich kein Unmensch. Nur tue auch ich nicht alles umsonst. Jeder hat seinen Preis.«
»Und welchen soll ich zahlen?«
»Sie werden für mich arbeiten«, sagte Paul Robinson.
Dean Jagger deutete mit dem Zeigefinger auf seine Brust. »Ich verstehe nicht. Ich soll für Sie… Aber ich arbeite doch schon als Ihr Assistent…«
Paul Robinson unterbrach ihn mit einer knappen Handbewegung. »Nicht wie Sie sich das vorstellen, Jagger. Sie werden für mich spionieren, um mal im Klartext zu reden.«
»Nein!« Dean Jaggers Antwort kam wie aus der Pistole geschossen.
Robinson winkte ab. »Das haben schon einige vor Ihnen gesagt. Verlassen Sie sich darauf, Sie werden noch angekrochen kommen. Ich habe Ihnen sogar schon ein neues Aufgabengebiet eingeteilt. Sie werden erst einmal in eine Partei eintreten. In welche, das sage ich Ihnen noch. Dann werden Sie…«
Dean Jagger sprang auf. »Nichts werde ich!« brüllte er. »Nichts! Ich gehe höchstens zur Polizei oder zum Secret Service, damit Ihnen Ihr schmutziges Handwerk gelegt wird.«
»Sie sind zu übermütig, Jagger«, sagte Paul Robinson kalt. »Aber ich halte das Ihrer Jugend zugute. Die Polizei oder die Abwehr werden Ihnen nicht helfen können – und auch nicht glauben. Haben Sie denn Beweise?«
»Die beschaffe ich mir schon noch.«
Paul Robinsons Lächeln war süffisant. »Und wo, wenn ich fragen darf? Wissen Sie überhaupt, wo Sie in der vergangenen Nacht gewesen sind? Sie waren irgendwo in einem Gewölbe. Klar. Aber können Sie auch beschreiben, wo sich das Gewölbe befindet? Und wie ist es gekommen, daß man Sie auf einer Baustelle gefunden hat? Das müssen Sie erst einmal erklären. Nein, mein lieber Jagger, Sie stecken

mit drin. Aussteigen können Sie nicht.«

Dean Jagger ballte die Hände zu Fäusten. Noch immer war er puterrot im Gesicht. »Sie werden verstehen, Sir, daß ich unter diesen Umständen nicht weiterarbeiten kann. Wenigstens heute nicht. Ich werde nach Hause fahren.«

»Bitte. Ich hindere Sie nicht daran.« Robinsons Stimme klang glatt und höflich.

Dean Jagger machte auf dem Absatz kehrt und verließ das Büro grußlos. Er ging in sein Zimmer, packte dort einige Akten zusammen, sagte seiner Sekretärin Bescheid, daß er etwas zu erledigen hätte, und fuhr nach unten.

Sein Morris stand so wie er ihn verlassen hatte auf dem Parkplatz. Dean fingerte die Autoschlüssel aus der Tasche und schloß die Tür auf.

Aufatmend ließ er sich auf den Sitz fallen. Automatisch warf er einen Blick in den Innenspiegel und zuckte wie elektrisiert zusammen.

Aus dem engen Raum zwischen Vorder- und Rücksitz schraubte sich eine Frau.

Es war Lukretia, die Hexe!

***

Dean Jagger hatte plötzlich das Gefühl, von innen her zu vereisen. Weiche Finger strichen über sein Haar, berührten seinen Nacken und verharrten auf den Schultern.

»Kennst du mich nicht mehr, Dean Jagger?« lockte eine leise Stimme. »Du hast meinen Trank in dir und gehörst nun zu den Auserwählten. Freue dich, Dean Jagger. Ich werde dir all das geben, was du dir in deinen verborgensten Träumen immer gewünscht hast.«

Die Hexe verstummte. Mit schlangengleichen Bewegungen überwand sie die Lehne und saß wenig später neben Dean auf dem Beifahrersitz.

Noch immer war Dean Jagger nicht fähig, sich zu bewegen. Erst als Lukretia magische Gesten vollführte, wich die Starre von ihm.

Dean wandte den Kopf.

Die Augen der Hexe waren eine einzige Verlockung. Sie schienen alles zu versprechen und waren doch so unergründlich wie die Frau selbst.

Dean Jagger riß sich zusammen. Er versuchte an etwas anderes zu denken, doch er konnte sich nicht konzentrieren.

Es war der Einfluß der Hexe.

»Heute nacht«, flüsterte Lukretia, »heute nacht werden wir uns wiedersehen. Und es wird der Hexensabbat gefeiert, bei dem Satan persönlich das Zepter schwingen wird. Bist du bereit, Dean Jagger?«

In Dean Jagger bäumte sich noch ein letzter Rest von Widerstandswille auf. Sag nein! schrie es in ihm. Laß dich nicht einfangen! Denk an deine Zukunft, an Ruth und…

Und doch hatte Dean nicht mehr die Kraft. Er flüsterte nur: »Ja, Lukretia, ich werde kommen!«

Die Hexe lachte. »Ich wußte es, Dean Jagger. Und du wirst es nicht bereuen. Wir werden ein Fest feiern, wie es selbst die Mächte der Finsternis noch nicht erlebt haben. Aber wenn du mich betrügen willst, Dean Jagger, wirst du für immer ein Verlorener sein. Lukretias Strafe ist grausam. Wehe demjenigen, der mich zum Feind hat. Denke immer daran.«

Dean nickte schwerfällig. »Wie komme ich zu dir?« fragte er und erkannte seine Stimme kaum wieder.

»Dein Freund wird dich mitbringen.«

»Wen meinst du damit?«

»Aber Dean. Es ist doch Paul. Paul Robinson. Geh nur zu ihm, er weiß Bescheid. Also bis heute abend.«

Dean Jagger wollte noch eine Frage stellen, doch plötzlich geschah etwas Unbegreifliches. Die Gestalt der Hexe wurde durchscheinend wie Glas. Dean sah für einen Moment ein blankes grinsendes Knochengesicht, und dann war auch das verschwunden.

Der Platz, auf dem Lukretia gesessen hatte, war leer!

Dean Jagger wischte sich über die Augen. Er hatte das Gefühl, geträumt zu haben. Hatte hier tatsächlich die Hexe gesessen? Dean schüttelte den Kopf. Unglaublich, er mußte geschlafen haben.

Der Streit mit Paul Robinson fiel ihm wieder ein, und er dachte daran, daß er nach Hause fahren wollte. Dann kam ihm der Gedanke, Ruth Foster abzuholen. Ja, das würde er machen. Es war gerade die richtige Zeit.

Dean lächelte, als er an Ruth dachte. Er wollte mit ihr in irgendein nettes Restaurant fahren, dort gut essen und dann – na, das würde sich schon ergeben. Und Paul Robinson, der konnte ihm heute gestohlen bleiben.

Dean drehte den Zündschlüssel und kurvte wenige Minuten später vom Parkplatz. Geschickt ordnete er sich in den fließenden Verkehr ein.

An Lukretia dachte er nicht mehr. Und erst recht nicht an ihre Drohung…

***

Der Wagen kam wie ein gefräßiges Raubtier. John blieb keine Zeit, um erst noch große Überlegungen anzustellen. Er rammte Slicky seine rechte Faust gegen die Brust, und der Ganove fiel um wie ein Brett. Er brüllte, als er auf den Boden knallte.

John reagierte noch im gleichen Atemzug. Während Kugeln an seinem Kopf vorbeifegten, prallte der Oberinspektor schon auf das Pflaster. Schalldämpfer, dachte er noch, dann war der Wagen vorbei.

John Sinclair rollte sich auf den Rücken. Mit einer tausendmal geübten Bewegung zog er seine Pistole.

Der Killerwagen bremste. Reifen jaulten häßlich über den Asphalt. Links und rechts des Wagens flogen die Türen auf. Die Schießer verstanden ihr Geschäft, sie gingen hinter den offen stehenden Wagentüren in Deckung.

John Sinclair feuerte im Liegen. Die Schüsse zerrissen die Stille der schmalen Straße. Das Blei klatschte in die linke Autotür. Der Killer dort machte sich klein.

John sprang auf, wechselte den Standort. Wie richtig er damit gehandelt hatte, bewiesen die nächsten Sekunden, denn dort, wo er eben noch gelegen hatte, rissen Bleihummeln Funken aus der Straßendecke.

John Sinclair flog förmlich auf Slicky zu, packte ihn mit der freien Hand am Kragen, und versuchte ihn in einen Hauseingang zu zerren.

Slicky war vor Angst wie von Sinnen. Er strampelte mit den Beinen und schlug wild um sich. Dabei brüllte er immer wieder: »Ihr Schweine! Ihr Schweine!«

John achtete nicht auf das Geschrei, sondern feuerte rückwärtsgehend auf den Gangsterwagen.

Seine Kugeln zerfetzten das Blech.

Aber auch die Killer waren nicht faul. Einer von ihnen flog plötzlich mit einem wahren Panthersatz über die Straße, rollte sich geschickt ab und zog dreimal den Stecher seiner Waffe durch.

Die Schußgeräusche waren kaum zu hören, und doch kam der Tod mit gnadenloser Präzision.

Urplötzlich bäumte sich Slicky auf. Sein Schrei verstummte in einem Gurgeln.

Alles war höllisch schnell gegangen. Der Killer, der Slicky erwischt hatte, sprang auf und rannte schießend auf John Sinclair zu.

Der Hechtsprung des Oberinspektors war zirkusreif. Mit einem gewaltigen Satz schnellte er zur Seite, schrammte gegen, eine Hauswand und knallte auf das Pflaster. Feurige Kreise platzten vor Sinclairs Augen auf, doch John gab sich nicht geschlagen.

Er schoß aus der Drehung.

Der Killer, der John die Kugeln nachgeschickt hatte, bekam das tödliche Blei in die Brust. Er riß beide Arme hoch, preßte seine Hände auf die Einschußwunde und brach zusammen.

John rannte wie ein Wiesel auf die andere Straßenseite. Fieberhaft fingerte er nach einem Ersatzmagazin, schob es in den Pistolenkolben und warf sich in eine schmale Einfahrt.

Johns Atmen hörte sich an wie das Pfeifen einer alten Dampflokomotive. Der Oberinspektor kam wieder auf die Füße und peilte vorsichtig um die Hausecke.

Der zweite Killer hetzte zurück zu seinem Wagen. John konnte jetzt erkennen, daß es ein schwerer Citroën war.
»Stehenbleiben!« gellte Johns Stimme.
Der Killer dachte nicht daran.
John Sinclair jagte ihm einen Warnschuß neben die Füße.
Da kreiselte der Killer herum. Er streckte beide Arme vor, hatte demnach zwei Waffen in den Händen.
Jetzt kam es auf Bruchteile von Sekunden an. John schoß den berühmten Herzschlag früher.
Der Killer wurde von der Wucht des Kugelaufpralls zurückgestoßen, konnte zwar selbst noch abdrücken, doch das Blei jaulte in den Nachthimmel.
Der Killer kippte rücklings gegen den Wagen, verlor den Stand und rutschte wie im Zeitlupentempo am hinteren Kotflügels des Citroëns zu Boden. In seltsam verkrümmter Haltung blieb er auf der Straße sitzen.
Mit schußbereiter Waffe näherte sich John den beiden Killern. Der Mann am Wagen war tot. Sein Kumpan, der auf der Straße lag, röchelte wie ein Verdurstender. Er starb, als John sich gerade neben ihn kniete.
Um Slicky war es nicht viel besser bestellt. Er lag halb in dem Hauseingang und hatte seine rechte Hand auf die Schußwunde in der Brust gepreßt. Die Lunge schien getroffen worden zu sein. Zwischen seinen gespreizten Fingern sickerte Blut hervor.
Slicky war bewußtlos.
Jetzt trauten sich die ersten Menschen aus den Häusern. Die Stille des Todes wurde durch hysterische, schreiende Stimme unterbrochen. Zwei Polizisten tauchten auf. Ihr Atem flog.
»Rufen Sie einen Krankenwagen und die Mordkommission«, ordnete John an und wies sich aus.
»Sofort, Herr Oberinspektor.« Einer der Beamten rannte weg.
Eine schreiende Frau kam auf die Straße gelaufen. Es war Blondie. Als sie den schwerverletzten Slicky im Hauseingang liegen sah, wollte sie sich auf ihn stürzen.
John konnte sie gerade noch zurückhalten. »Aber es ist Slicky«, heulte die Bonde. »Was haben sie mit ihm gemacht?«
John zog die schreiende Frau weg. Immer mehr Menschen hatten sich angesammelt. Sie verstopften die enge Straße. Wie Ratten waren sie aus ihren Löchern gekommen.
»Machen Sie doch Platz!« brüllte der Oberinspektor, als er das Blaulicht eines Krankenwagens aufblitzen sah. Die Menge schob sich nur widerwillig zur Seite.
Zwei Sanitäter kümmerten sich auf Johns Anweisung sofort um den schwerverletzten Slicky. Die beiden Killer würden von der

Mordkommission abgeholt und in einem Zinksarg wegtransportiert werden.

Blondie war noch immer nicht beruhigt. Sie wollte unbedingt mit in den Krankenwagen.

John Sinclair schrie sie schließlich an. Jetzt endlich gab Blondie Ruhe.

Der Krankenwagen fuhr weg. Die Sirene jaulte, und das Blaulicht rotierte aufgeregt.

John Sinclair hielt Blondie am Handgelenk gepackt. Er suchte sich mit ihr eine relativ stille Ecke. »So, Blondie«, sagte der Oberinspektor, »Sie wollen doch auch, daß die Männer zur Rechenschaft gezogen werden, die Slicky angeschossen haben.«

Blondie nickte unter Tränen.

»Schön. Die beiden Killer leben nicht mehr. Aber auch als Tote können sie uns unter Umständen noch Hinweise geben und zwar auf die Hintermänner. Wollen Sie mir und uns dabei helfen?« fragte John.

»Ja, Sie können sich auf mich verlassen.«

»Fein. Wir werden uns jetzt gemeinsam die beiden Toten ansehen. Vielleicht kennen Sie die Männer.«

»Ich hatte mit Slickys Freunden kaum Kontakt.«

»Aber einen Versuch können wir machen.«

Blondie nickte schweigend.

John hätte der Blonden den Anblick liebend gern erspart, aber im Moment war es die einzige Chance in dem Fall, weiterzukommen.

Blondie starrte auf den ersten Toten, der neben dem Wagen saß. Die Frau hatte die Handknöchel gegen den Mund gepreßt und schluckte krampfhaft. Dann schüttelte sie den Kopf. »Nein«, preßte sie hervor, »ich kenne den Mann nicht.«

John Sinclair umfaßte Blondies Schulter. »Jetzt noch den zweiten«, sagte er und bemerkte, daß inzwischen mehrere Wagen mit Bereitschaftspolizei eingetroffen waren. Die Beamten räumten die Straße. Gleichzeitig hielten sie eventuelle Zeugen fest.

Auch den zweiten toten Killer kannte Blondie nicht.

»Es ist schon gut«, sagte John und gab die Frau in die Obhut einiger Polizisten.

Er selbst zündete sich eine Zigarette an. Sie tat ihm gut nach all der durchgestandenen Anstrengung. Dann sah sich John die Toten noch einmal ganz genau an.

Die Vermutung, die er schon vorher gehabt hatte, wurde zur Gewißheit. Die Killer waren Ausländer. John tippte auf einen vorderasiatischen Staat. Es schien tatsächlich der Fall zu sein, daß es sich hier um eine Spionageaffäre handelte.

John wußte von anderen Kollegen, daß dies immer ein verdammt heißes Eisen war. Meist liefen sogar die Fäden in irgendeiner Botschaft

zusammen. Hier hockten dann die Drahtzieher, unterstanden der Immunität, und man kam an sie nicht heran.

Wenig später nahm die Mordkommission ihre Arbeit auf. Zum Glück fand man bei den Toten Papiere. Die Männer hießen Achmed Naida und Ben Sachat. Sie hatten die libanesische Staatsbürgerschaft und besaßen nur ein befristetes Aufenthaltsvisum für die Britischen Inseln.

Welche Verbindung hatte Slicky zu den beiden gehabt? John nahm an, daß der kleine Ganove nur als Bote fungiert hatte. Sein Anruf vorhin war ein höllischer Fehler gewesen. Die Killer brauchten nur zwei und zwei zu addieren, um herauszubekommen, daß Slicky einen Gefahrenpunkt darstellte.

Es war eine verteufelte Situation, in der John Sinclair steckte. Die Spur Slicky war vorerst abgerissen. Auch wenn Slicky durchkam, würde es Tage dauern, bis man ihn wieder vernehmen konnte. Aber da war noch die Spur Paul Robinson. John war sicher, daß der Mann Dreck am Stecken hatte. Er mußte ihn einfach sprechen.

John blickte auf seine Uhr. Die Nacht neigte sich schon dem Ende zu. Ein neuer Tag graute im Osten. John regelte noch alles Notwendige mit dem Leiter der Mordkommission. Dann rief er Superintendent Powell in dessen Privatwohnung an. Er brauchte jetzt Rückendeckung, wenn er mit Robinson ein ernstes Wort reden wollte.

Powells Stimme klang nicht einmal verschlafen. John erklärte mit einigen kurzen Sätzen die Sachlage und bekam von Powell schließlich die Vollmachten.

Zufrieden legte der Oberinspektor auf. Er hatte vom Wagen der Mordkommission aus angerufen. Die Beamten waren noch immer im Einsatz. Vor allen Dingen wurden die Zeugen vernommen. Wie John jedoch am Rande mitbekam, war es ein nutzloses Unterfangen. Niemand hatte oder wollte etwas gesehen haben.

»Es dauert natürlich noch einige Zeit, bis wir sämtliche Spuren ausgewertet haben«, sagte der Chef der Abteilung zu John. »Wir schicken Ihnen dann eine Kopie zu.«

»Machen Sie das.«

Der Inspektor stieß John Sinclair an. »Sagen Sie ehrlich, Kollege, da steckt doch mehr dahinter als nur ein normaler Bandenmord.«

Sinclair hob die Schultern. »Sie haben recht, aber leider darf ich Ihnen nichts sagen.«

»Na ja, schon gut. Ich wunderte mich nur, daß Sie auf einmal hier mitmischen. Geister und Dämonen scheinen doch nicht im Spiel zu sein.«

»Wie es aussieht nicht. Aber das kann noch kommen. Egal, Inspektor, es bleibt bei unserer Absprache.«

»Ja.«

John nickte zufrieden, ging dann zu seinem Bentley und fuhr los. Er

wollte nach Hause, sich dort zwei Stunden hinlegen, um Paul Robinson am Vormittag doch in seinem Büro aufzusuchen. Denn mittlerweile hatten sich die Vorzeichen zu stark geändert.

***

Dean Jagger wußte, daß sich Ruth immer um die Mittagszeit in einem kleinen Studentencafe aufhielt. So war es auch heute.

Ruth saß inmitten einer Clique von jungen Leuten. Die Stimmung war großartig, trotz Orangenflips und Cola.

Dean Jagger blieb draußen vor der Scheibe stehen. Er beobachtete Ruth Foster einige Minuten und winkte dann ein paarmal mit der Hand.

Einer von Ruths Freunden hatte Dean gesehen und stieß das Girl an. Ruth sah in Richtung Scheibe, stutzte einen Moment, sprang dann auf und lief aus dem Lokal.

»Warum kommst du denn nicht rein?« sagte sie zur Begrüßung. »Die anderen werden dich schon nicht fressen. Es sind alles sehr nette Leute.«

»Das glaube ich dir«, erwiderte Dean und blickte Ruth an. Sie trug ein modisch langes Kleid mit roten Tupfen auf blauem Grund. Das Kleid war auf Figur gearbeitet worden, und Dean konnte erkennen, daß Ruth auf einen BH verzichtet hatte.

Sie hatte wohl Deans Blick bemerkt und fragte kokett: »Gefalle ich dir?«

»Und wie.«

Ruth lachte. Für einen winzigen Augenblick schienen leuchtende Funken in ihren Augen zu tanzen, doch dann wurde Ruth schlagartig wieder ernst.

»Wieso bist du hier?« fragte sie und schob Dean ein Stück zur Seite, weg von den Blicken ihrer Freunde.

»Ich habe mir freigenommen.«

Ruth war überrascht. »Das ist ja noch nie passiert. Hattest du einen Grund?«

»Ich wollte dich zum Essen einladen.«

»Prima Idee. Ich habe nämlich großen Hunger. Warte, ich hole nur eben meine Jacke.«

Ruth lief zurück in das Café, wechselte mit ihren Freunden noch ein paar Worte, zahlte und zog sich ihre Wildlederjacke über.

»Mein Wagen steht in einer Seitenstraße«, sagte Dean. »Dort ist auch gleich eine Pizzeria.«

»Du weißt, wie man mich herumkriegt, was?« Ruth hängte sieh lachend bei Dean ein.

Auf dem kurzen Wegstück erzählte sie von der Vorlesung, doch Dean hörte ihr gar nicht richtig zu.

Das Lokal war gut besucht', und die beiden hatten Glück, daß sie noch einen freien Tisch fanden. Beide bestellten eine große Pizza und italienischen Salat dazu.

Das Essen kam nach zehn Minuten. Ruth hatte wirklich Hunger. Sie schaffte ihre Pizza, während Dean die Hälfte übrigließ.

»Hat es dir nicht geschmeckt?«

Dean lächelte verkrampft. »Schon.«

»Klang aber nicht gerade überzeugend.« Ruth legte beide Unterarme auf die Tischplatte. »Dean, irgend etwas stimmt mit dir nicht. Ich spüre das. So schlecht wie heute hast du noch nie ausgesehen.«

Dean wiegte den Kopf. »Ich habe eben nicht besonders gut geschlafen.«

»Das ist doch eine faule Ausrede. Denk nur mal an gestern abend. Glaubst du im Ernst, ich habe dir die Konferenz abgenommen? Wer weiß, wo du dich herumgetrieben hast. Dean, du verschweigst mir etwas, da bin ich mir vollkommen sicher.«

»Und was sollte ich dir verschweigen?«

»Das werde ich noch herausbekommen. Hast du Ärger? Sorgen? Du bist nicht der Typ, der sieh die Nächte um die Ohren schlägt. Etwas ist faul, und dabei bleibe ich.«

»Da kann ich dir auch nicht helfen«, sagte Dean.

Ruth trank ihr Glas leer und bestellte sich ein neues.

»Wenn der Ober kommt, können wir dann auch gleich zahlen«, meinte Dean.

»Meinetwegen. Aber hast du noch etwas Bestimmtes vor?«

»Eigentlich nicht. Wir könnten aber zu mir fahren.«

Ruth drohte mit dem rechten Zeigefinger. »Ah, so hast du dir das vorgestellt. Du bist ja ein ganz Schlimmer. Erst eine Frau zum Essen einladen und dann die Briefmarkensammlung zeigen.«

Dean grinste verschmitzt. »Ich sammle aber keine Marken.«

»Dann zeig' mir eben was anderes«, meinte Ruth und stachelte Deans Hand.

Ehe Dean Jagger antworten konnte, kam der Ober mit der Rechnung. Der junge Mann bezahlte und verließ Arm in Arm mit Ruth Foster die Pizzeria.

Es war noch ein herrlicher Herbsttag geworden. Der Wind hatte die Wolken des Vormittags vertrieben, und am postkartenblauen Himmel lachte eine gelbweiße Sonne.

Ruth Foster setzte sich in den Morris und verschränkte beide Hände im Nacken. »Weißt du was, Dean, ich bin so richtig froh, daß du mich abgeholt hast. Diesen Tag werden wir nie vergessen.«

Das Girl hatte recht. Den Tag würde sie auch nicht vergessen…

Sie erreichten Dean Fosters Wohnung innerhalb von zwanzig Minuten. Als der Portier des Apartmenthauses die beiden durch die

Halle gehen sah, lächelte er verständnisvoll und dachte an seine eigene Jugend, die auch ziemlich stürmisch gewesen war.

Im Fahrstuhl hauchte Ruth dem jungen Mann einen Kuß auf die Lippen. Wiegend bewegte sie ihren Oberkörper.

»Ich hätte mal richtig Lust, wieder tanzen zu gehen. Machst du mit?«

»Wenn du möchtest.«

»Bravo!« Ruth klatschte in die Hände. »So kenne ich dich gar nicht. Du hast dich wirklich zu deinem Vorteil verändert.«

Der Lift hielt.

Dean drückte die schmale Tür auf und ließ seiner Freundin den Vortritt.

»Du mußt schon entschuldigen«, sagte er, »aber es ist nicht aufgeräumt. Ich hatte heute morgen keine Lust mehr dazu.«

»Zeig mir eine Junggesellenwohnung, die in Ordnung ist«, erwiderte Ruth.

Dean Jagger schloß auf.

Ruth krauste die Nase. »Hm, hier riecht es wirklich nicht gut. Ich werde erst mal lüften.«

Innerhalb weniger Augenblicke hatte sie die Fenster aufgerissen. Frische Herbstluft strömte in die Wohnung.

Dean hatte inzwischen sein Jackett ausgezogen und die Krawatte abgenommen. Als er in den Living-room kam, lag Ruth auf der Couch. Ein Bein hatte sie über die Lehne gelegt.

Das Girl drehte den Kopf. »Legst du eine Platte auf, Dean?«

»Sicher. Was willst du hören?« Dean ging zum Plattenschrank. Es war eine Truhe, die er von seinen Eltern geerbt hatte. Mit Radio und Tonband. Allerdings kein Stereo.

»Nimm irgendeine Scheibe, Dean. Etwas, wonach man tanzen oder träumen kann.«

Dean lächelte, als er sich seine LP-Sammlung ansah. »Hier ist noch eine alte Mantovani-Scheibe.«

»Ja, laß die laufen. Das ist annehmbare Nostalgie.«

Wenig später füllte die süßlich-sentimentale Geigenmusik den Living-room.

»Entschuldige mich einen Augenblick«, sagte Dean, »aber ich möchte mir nur eben die Hände waschen.«

Ruth schien ihn nicht gehört zu haben. Sie achtete nur auf die Musik, die ihrer augenblicklichen Stimmung so sehr entgegenkam.

Dean betrat das Bad. Es gab kein Fenster, nur eine Lüftung. Das Gitter befand sich im oberen Teil der Wand. Das Bad war klein. Wanne, Waschbecken und Toilette paßten soeben hinein. Kacheln gab es nicht, dafür einen mit Ölfarbe gestrichenen Sockel.

Dean hatte sich die Hemdsärmel schon hochgekrempelt und Licht gemacht. Er wandte sich, dem Spiegel über dem Waschbecken zu und

faßte automatisch nach dem Wasserhahn.

Im gleichen Augenblick griff das Grauen nach ihm.

Aus dem Spiegel starrte ihn ein Gesicht an. Das Gesicht der Hexe!

Stocksteif verharrte Dean Jagger mitten in seiner Bewegung. Sein Blick wurde von dem Frauengesicht angesaugt als wäre es ein Magnet.

»Hast du mich vergessen, Dean Jagger?« tönte die Stimme der Hexe. Dean schüttelte den Kopf. »Was macht dann die Frau in deiner Wohnung?«

Dean öffnete den Mund, wollte antworten, doch kein Laut drang über seine Lippen.

»Du brauchst nichts zu sagen«, flüsterte Lukretia wieder. »Ich weiß schon, sie gefällt dir. Aber das darf sie nicht. Du gehörst mir. Hast du das vergessen? Denk an den Trank der Hexe, der in deinen Adern fließt. Dadurch hast du dich für immer in meinen Bann begeben.«

»Ja«, hauchte Dean Jagger. Er spürte, daß er wieder klarer denken konnte. Er hörte sogar die Geigenmusik aus dem Living-room.

Das Gesicht im Spiegel verzog sich zu einem triumphierenden Lächeln. »So ist es gut, Dean Jagger. Und damit du ein für allemal weißt, zu wem du gehörst, mußt du mir jetzt noch einen Gefallen tun.«

Dean atmete schwer. »Welchen?« fragte er dann rauh.

»Siehst du das Rasiermesser auf dem kleinen Brett hier unter dem Spiegel?« Dean nickte.

»Nimm es!«

Dean streckte seinen rechten Arm aus, öffnete die Hand, und seine Finger umfaßten den schmalen Griff des Messers.

»Klapp es auf!« forderte Lukretia.

Auch das tat Dean. Das Licht der Deckenlampe brach sich funkelnd auf der höllisch scharfen Klinge.

»So ist es gut, mein Freund. So, und jetzt geh! Geh zu ihr, zu dem Weib, und töte sie!«

Wie Hammerschläge dröhnten die Worte in Deans Gehirn wider. »Töte sie! Töte sie!« Dean erschrak. Wen sollte er töten? Ruth?

Die Hexe schien seine Gedanken lesen zu können. »Ja!« zischte sie Dean entgegen. »Du sollst Ruth Foster töten!«

Und wieder sprühten die hellroten Höllenflammen aus den Augen der Hexe. Teuflische Ströme bohrten sich nadelgleich in Dean Jaggers Gehirn, vernichteten seinen Willen.

»Ja«, sagte er plötzlich. »Ja, ich werde es tun! Und niemand wird mich aufhalten! Niemand!«

Dean riß den Kopf herum, wandte sein Gesicht wieder dem Spiegel zu, doch er war leer.

Dean sah nur sein eigenes Gesicht mit den Augen, in denen die blanke Mordlust loderte.

Dean Jagger packte das Messer fester und drückte mit der freien Hand auf die Klinke.

Langsam zog er die Tür des Badezimmers auf…

***

»Hast du im Bad ein Rendezvous?« rief Ruth Foster lachend. Sie mußte laut sprechen, um die Musik zu übertönen.

Dean gab keine Antwort.

Ruth hob die Schultern. »Dann eben nicht«, murmelte sie, ließ sich nach hinten fallen und schwang die Beine hoch. Der Rock rutschte in die Höhe.

Ruth machte sich nichts daraus. Diese Pose war sogar beabsichtigt. Sie hatte sich vorgenommen, heute bei Dean Jagger zu bleiben. Und sie wollte ihm das auch deutlich genug zeigen, denn Dean gehörte leider zu den Typen, die von sich aus kaum den Anstoß gaben.

Immer noch schwang die süßliche, Geigenmusik durch das Zimmer. Mantovani zog wirklich alle Register seines Dirigentenkönnens.

Ruth schwang die Beine zur Seite und setzte sich auf. Sie hatte Durst und wollte sich einen Drink nehmen. Dean hatte immer einige Flaschen in einer kleinen Kommode stehen.

Auf Nylons ging Ruth Foster durch den Living-room. Zufällig fiel ihr Blick durch den Korridor auf die Badezimmertür.

Ruth stutzte.

Langsam, wie in Zeitlupe, bewegte sich die Türklinke nach unten.

»Willst du mich erschrecken, Dean?« rief Ruth Foster und machte ein paar Schritte auf die Badezimmertür zu.

Mit einem Ruck wurde sie aufgestoßen. Dean Jagger stand im Türrechteck. In der rechten Faust hielt er ein Rasiermesser.

Ruths Augen weiteten sich vor Schreck. Ihr Herzschlag drohte auszusetzen. Sie sah das mordgierige Funkeln in den Augen ihres Freundes und wußte, daß der Tod vor ihr stand.

Dean Jagger stieß einen unmenschlichen Laut aus. Dann sprang er auf die wehrlose Ruth Foster zu.

Ein gellender, mörderischer Schrei löste sich aus der Kehle des Girls…

***

Es war, als würde der gellende Schrei Dean Jagger aus seinem Mordrausch reißen. Für Augenblicke wurde sein Blick wieder normal. Er stoppte, starrte auf das Messer in seiner Hand, sah dann Ruth an und öffnete den Mund, um etwas zu sagen.

Doch die Worte erstarben.

Plötzlich hörte Dean die Stimme der Hexe. Sie schien aus unendlicher Ferne zu kommen, verscheuchte seine eigenen Gedanken und lähmte den Widerstandswillen.

Der Trank fließt in deinen Adern, Dean Jagger! Du gehörst mir! Denk an deinen Auftrag!

Dean Jagger schüttelte den Kopf. Der junge Mann wurde hin- und hergerissen, versuchte gegen die Signale des Bösen anzukämpfen.

Ruth Fosters Schrei brach ab. Das Mädchen zitterte am gesamten Körper. Es hatte die Arme halb erhoben und die Hände zu Fäusten geballt. Sie begriff nicht, konnte nicht verstehen, was mit ihrem Freund vorgefallen war. Ruth Foster war ein aufgeschlossenes modernes Mädchen, das trotz allem Leid und Elend in der Welt immer noch an das Gute glaubte.

Und jetzt das!

Dean Jagger keuchte. In Strömen lief der Schweiß von seinem Gesicht. Er hatte Ruth den Weg zur Tür abgeschnitten. Breitbeinig stand er in dem kleinen Korridor, dem Verbindungsgang zwischen Living-room und Badezimmer.

»Ja«, keuchte Dean plötzlich. »Ich werde es tun. Ich gehöre dir, Lukretia! Nur dir!«

Lukretia? Ruth Foster schauderte. Wer war diese Person? Und was hatte sie mit Dean Jagger zu tun?

Ruth kam nicht mehr dazu, sich weitere Gedanken zu machen, denn Dean griff plötzlich an.

Das Rasiermesser beschrieb einen flirrenden Halbkreis, raste mit ungeheurer Geschwindigkeit auf das Mädchen zu.

Ruth sprang zurück. Sie stieß mit dem Rücken gegen die Türfüllung, strauchelte durch den Anprall und fiel hin.

»Aaaahhh!« Dean Jaggers Wutschrei gellte durch die Wohnung. Die Klinge des Messers hatte sich in das Holz der Füllung gebohrt. Tief steckte es darin.

Ruth sprang auf die Füße. Soeben sprang der Tonarm des Plattenspielers zurück und Stille kehrte ein.

Dean Jagger zerrte an seinem Messer. Mit einem singenden Geräusch brach die Klinge entzwei.

Jagger heulte vor Wut. Ehe er sich auf die neue Situation eingestellt hatte, war Ruth an ihm vorbeigehuscht und rannte auf die Flurtür zu.

Ihre Hand knallte auf die Klinke. Mit einem heftigen Ruck riß Ruth die Tür auf und warf sich nach draußen in den Flur.

Die Tür prallte innen gegen die Dielenwand, schwang wieder zurück und fiel ins Schloß.

Ruth Foster hatte Sekunden gewonnen.

Schreiend hetzte sie über den langen schmalen Flur. Türen wurden aufgerissen. Erstaunte und erschreckte Gesichter sahen das Mädchen an.

Doch auch Dean Jagger stand schon auf dem Flur. Er sah Ruth auf eine Wohnungstür zulaufen. Mit beiden Fäusten stieß das Mädchen

die vor der Tür stehende Frau ins Innere der Wohnung. Dann warf sie sich selbst hinein, knallte die Tür zu und preßte sich mit dem Rücken gegen die Wand.

»Um Himmels willen, was ist geschehen?« rief die Frau. Sie war schon älter und trug Lockenwickler im Haar.

Schwere Schläge hämmerten draußen gegen die Tür. Dean Jagger tobte wie ein Irrer.

In Ruths Augen stand die Panik. Sie deutete auf die Tür. »Er – er will mich umbringen. Wir müssen die Polizei anrufen!«

Die Frau war ganz verstört. »Ja, ja«, sagte sie hastig. »Kommen Sie. Das Telefon steht im Living-room. Mein Gott – Mister Jagger. Ich hätte nie gedacht, daß er…« Sie verstummte.

Ruth wählte mit zitternden Fingern den Notruf.

Die ruhige Stimme des Beamten drang an ihr Ohr.

»Kommen Sie schnell«, keuchte Ruth. »Er – er will mich umbringen. Er ist schon…«

»Wer will Sie umbringen? Und nennen Sie Ihren Namen und Ihre Adresse.«

Ruth gab alles durch. Der Beamte versprach, augenblicklich den nächsten Streifenwagen zu alarmieren.

Die Schläge draußen hatten aufgehört. Die Wohnung der Frau hatte die gleichen Maße wie die von Dean Jagger. Obwohl Ruth keine Schuhe trug, schlich sie auf Zehenspitzen zur Tür.

Die fremde Frau war ihr gefolgt. »Ist er noch da?«

Ruth hob die Schultern.

Es war jetzt still, und deshalb konnten die Frauen auch das Heulen der Polizeisirene unten auf der Straße hören.

»Sie kommen«, sagte Ruth mit matter Stimme. »Ein Glück. Haben Sie vielleicht eine Zigarette?« fragte sie die Frau.

»Aber natürlich.« Die Frau ging in den Wohnraum und kam mit einer Schachtel Players zurück.

»Danke!« Ruth griff mit zitternden Fingern nach dem Stäbchen. Die Frau gab ihr Feuer. Ruth legte den Kopf zurück und atmete den Rauch tief in die Lungen. »Ich verstehe das nicht«, murmelte sie. »Ich kann es einfach nicht begreifen.« Tränen schimmerten plötzlich in ihren Augen.

»Sie kennen ihn schon lange?« fragte Ruths Retterin.

Ruht hob die Schultern. »Einige Monate. Bisher war die Verbindung ziemlich locker, aber jetzt haben wir beide gespürt, daß wir mehr füreinander empfinden. Aber kennt man seinen Partner wirklich? Oder kann man jemals einen Menschen richtig kennenlernen? Ich glaube nicht. Ich meine vielmehr, daß es nur die Gewöhnung ist, die…«

Das Schrillen der Türklingel unterbrach ihren Redefluß. Fäuste hämmerten gegen die Tür. »Öffnen Sie! Polizei!« rief eine

Männerstimme.

Die Wohnungsinhaberin machte auf. Zwei Uniformierte drangen in den kleinen Flur. Es waren kräftige Männer, die auch zupacken konnten.

»Wo ist er?« fragte der eine von ihnen, ein Sergeant.

Ruth drängte sich vor. »Ich weiß es nicht. Ich bin in diese Wohnung geflüchtet. Ich selbst wohne nicht in diesem Haus.«

Der Beamte nackte. »Das hatten wir uns schon gedacht. Sie haben sogar noch vergessen, den Namen der Mieterin anzugeben. Aber zum Glück haben andere Hausbewohner aufgepaßt.«

Der Kollege des Sergeants hatte sich inzwischen in der Wohnung umgesehen.

»Der Kerl wird abgehauen sein«, meinte er.

»Den werden wir schon finden«, beruhigte ihn der Sergeant. Dann wandte er sich an Ruth Foster. »So, ich brauche einige Auskünfte von Ihnen. Name, Wohnort und Arbeitsstelle des Mannes.«

Ruth gab die Daten mit monotoner Stimme durch. Ihr Blick ging ins Leere, erst jetzt schien der Schock zu kommen. Nur mit Mühe hielt sich das junge Mädchen aufrecht. Ruth bemerkte, wie die Gestalt des Sergeants plötzlich verschwamm und sich dann wie ein Kreisel drehte.

»Paß auf, Bob«, hörte sie noch eine Stimme, dann gaben ihre Beine nach.

Die Polizisten fingen Ruth Foster auf. Sie trugen sie in den Living-room und legten sie dort auf eine Couch. »Es ist wohl zuviel für sie gewesen«, meinte der Sergeant. »Ich rufe am besten einen Arzt an.«

Die Beamten hielten sich noch einige Minuten in der Wohnung auf. Sie schärften der Inhaberin ein, niemandem zu öffnen außer dem Arzt.

»Mister Jagger fährt übrigens einen grünen Morris«, sagte die Frau noch. »Er parkt ihn immer unten auf dem Platz. Wenn der Wagen da noch steht, ist Jagger bestimmt noch im Haus.«

»Wir werden nachsehen, Madam.«

Der Morris war verschwunden. Die beiden Polizisten taten das, was in solchen Fällen üblich war. Sie kurbelten eine Fahndung an.

***

Dean Jagger schäumte. Speichel stand vor seinen Lippen. Er hatte das abgebrochene Rasiermesser auf den Boden geworfen und hämmerte mit beiden Fäusten gegen die Tür.

Immer noch befand er sich in seinem Rausch.

Die übrigen Bewohner der Etage hatten sich in ihre Wohnungen zurückgezogen. Es waren meist Frauen, die einem Wahnsinnigen wie Dean Jagger nichts entgegenzusetzen hatten.

Auf einmal trat Dean von der Tür zurück. Schlaff baumelten seine Arme zu beiden Seiten des Körpers. Er warf den Kopf in den Nacken

und schien auf irgend etwas zu lauschen.

Ja, jetzt hörte er es ganz deutlich. Unten auf der Straße kam ein Polizeiwagen angefegt. Die Sirene jaulte durchdringend.

Und dieser Besuch galt ihm. Dean Jagger spürte es mit hundertprozentiger Gewißheit.

Er machte auf dem Absatz kehrt, rannte zurück in seine Wohnung, warf sich das Jackett über und hetzte zum nächstbesten Lift. Zufällig war der Aufzug gerade oben.

Dean riß die Tür auf, sprang in die enge Kabine und drückte den Knopf zum Erdgeschoß.

Der Lift rauschte ab und hielt Sekunden später in der großräumigen Halle.

Schon durch die schmale Scheibe sah Dean die beiden Polizisten in die Halle kommen. Während sie mit dem Portier sprachen und Dean dabei den Rücken zuwandten, huschte er schnell aus der Kabine und lief eiligen Schrittes durch die breite Glastür nach draußen.

Die Polizisten hatten nichts bemerkt.

Dean Jagger hatte seinen Wagen schnell erreicht. Kaum saß er hinter dem Steuer, da war der Drang wieder in ihm. Er mußte Lukretia sehen. Es ging einfach nicht anders. Er konnte ohne sie nicht mehr sein.

Dean Jagger keuchte. Er war mit den Nerven am Ende. Lukretia! Lukretia! Nur dieser eine Gedanke beherrschte ihn.

Aber der Weg zu ihr führte über Paul Robinson, einen Mann, den Dean Jagger haßte. Sollte er hinfahren und Robinson bitten, ihn zu Lukretia zu führen?

Ja, zum Teufel, er würde es tun. Es gab einfach keine andere Möglichkeit. Und sollte Robinson sich weigern, würde er ihn umbringen. Wenn es sein mußte, mit den bloßen Händen.

Jagger startete. Seine Hände umkrampften das Lenkrad. Weiß und spitz traten die Knöchel hervor. Deans Lippen waren zusammengepreßt, und harte Linien hatten sich um seine Mundwinkel gegraben.

Es war früher Nachmittag, und der Verkehr in London hatte bereits seinen ersten Höhepunkt erreicht. Dean wühlte sich durch die Autoschlangen. Er fuhr wild und unkonzentriert und hatte ein paarmal Glück, daß er keinen Unfall baute.

Doch Dean Jagger erreichte unfallfrei das Ministerium. Der Teufel selbst schien sein Schutzengel gewesen zu sein.

Dean stoppte auf dem Parkplatz und blieb einige Minuten sitzen. Seltsam, wie ruhig er jetzt war. Keine Spur von Aufregung mehr. So mußte es Profikillern gehen, die kurz vor einem Mord standen. Aber hatte er nicht auch vor zu morden?

Dean stieg aus. Die frische Luft trocknete seinen Schweiß auf der

Stirn. Als die Eingangstür zum Ministerium vor ihm zurückschwang, lag schon wieder ein glückliches Lächeln auf seinem Gesicht. Lukretia! Immer nur konnte er an diesen Namen denken.

Dean Jagger betrat zuerst einen Waschraum und schüttete sich kaltes Wasser ins Gesicht. Er kämmte sich die Haare und rauchte eine Zigarette. Dann nahm er den direkten Kurs auf Robinsons Büro.

Er erwiderte die Grüße der Kollegen nicht. Mit maskenhaft starrem Gesicht lief Dean Jagger durch den hohen Gang.

Die Tür zu Robinsons Zimmer war abgeschlossen. Er mußte durch das Vorzimmer.

Robinsons Sekretärin blickte überrascht auf, als Dean Jagger ohne anzuklopfen das Büro betrat.

»Ist er da?« fragte Dean Jagger nur.

Die Sekretärin sprang auf. »Aber da können Sie jetzt nicht rein, Mister Jagger. Doktor Robinson hat eine Besprechung.«

»Das interessiert mich nicht«, erwiderte Dean und stürmte auf die Tür zu.

»Mister Jagger. Es geht nicht!« Die Frau rang die Hände. »Doktor Robinson hat Besuch von einem Oberinspektor von Scotland Yard. Er ist…«

Dean Jagger hörte die Worte nicht mehr, denn in diesem Augenblick riß er die Tür zu Robinsons Büro auf…

***

John Sinclairs Plan war durcheinandergeraten. Ein Anruf vom Yard hatte ihn aus dem Schlaf gerissen. Dort schien mal wieder Holland in Not zu sein.

Dem Oberinspektor blieb nichts anderes übrig, als sich in seinen Wagen zu setzen und zu New Scotland Yard zu brausen.

Superintendent Powell erwartete ihn bereits. Doch Johns Chef war nicht allein. Ein hoher Beamter vom Secret Service war bei ihm. Der Typ ähnelte einem Geheimdienstbeamten, wie man ihn aus Filmen kennt, überhaupt nicht. Er war klein, hatte schütteres Haar, und nur die Augen, die kalt wie Kieselsteine waren, warnten den Betrachter davor, diesen Mann zu unterschätzen.

»Das ist Sir Waynbright«, stellte Superintendent Powell vor und bot John einen Platz an.

Sir Waynbright hielt es nicht für nötig, John die Hand zu geben. Er kam statt dessen sofort zur Sache.

»Wir haben bereits die Akten über die Vorgänge der vergangenen Nacht gelesen. Wir wissen demnach, wer die beiden Männer waren und für wen sie gearbeitet haben. Aber das braucht Sie nicht mehr weiter zu interessieren.«

»Moment mal«, sagte John ein wenig irritiert. »Heißt das, daß ich

den Fall abgeben soll?«
»Sie können es so auffassen«, sagte Sir Waynbright.
John hob die Schultern und warf Superintendent Powell einen bezeichnenden Blick zu. Doch Johns Chef hatte sich abgewandt und sah aus dem Fenster. Wahrscheinlich paßte ihm das alles auch nicht.
»Darf man wenigstens den Grund erfahren?« erkundigte sich John und bemühte sich, seiner Stimme einen freundlichen Klang zu geben.
Waynbright zupfte an seinen Manschetten. »Das dürfen Sie nicht. Aber ich kann Ihnen soviel verraten – es geht um gewisse Ölinteressen, und da müssen wir schon mal zurückstecken.«
»Verstehe«, erwiderte John.
»So, Gentlemen«, sagte Waynbright und erhob sich. »Sie sind informiert. Der Fall liegt also jetzt klar.«
Grußlos verschwand der Geheimdienstmann aus dem Raum.
Superintendent Powell und John Sinclair blickten sich an. »Geheimdienst«, sagte John. »Wie konnte es auch anders sein. Erst wird einer ihrer Leute umgebracht, dann spielen sie verrückt, und jetzt müssen wir die Sache sausen lassen. Aber ich denke nicht daran, Sir.«
Powell fürchte die Brauen. »Wie soll ich das verstehen?«
»Erinnern Sie sich nicht an diesen Club, der da erwähnt wurde? Es ist doch klar. Wir brauchen nur drei Dinge miteinander zu verbinden. Diesen obskuren Club, einen gewissen Mister Robinson im Wirtschaftsministerium und die beiden Killer aus der vergangenen Nacht. Die Killer fallen weg. Bleiben Robinson und der geheimnisvolle Club. Hier werde ich den Hebel ansetzen. Und ich habe das Gefühl, als würden wir noch manche Überraschung erleben.«
Powell wiegte den Kopf. »Ich kann Ihnen natürlich keinen offiziellen Auftrag geben.«
»Das brauchen Sie auch nicht. Ich hatte mir sowieso vorgenommen, heute diesen Robinson zu interviewen. Ich werde das ohne große Anmeldung machen. Sollte der Mann wirklich mit drinhängen, bin ich gespannt, wie er auf meinen Besuch reagiert.«
Powells Blick war skeptisch. »Doktor Robinson ist ein einflußreicher Mann. Ich an Ihrer Stelle würde vorsichtig sein.«
»Keine Angst, Sir. Sie können sich da voll auf mich verlassen. Ich bin ja schließlich nicht von gestern. Sie hören wieder von mir, Sir.«
John verließ das Büro seines Vorgesetzten. Mittlerweile war es schon bald Mittag, und John verschob seinen Besuch im Ministerium bis nach der Tischzeit.
Erst wollte man ihn nicht vorlassen.
»Nein«, sagte Robinsons Sekretärin, »es ist unmöglich. Sie können den Doktor jetzt nicht sprechen.«
John präsentierte mal wieder seinen Ausweis, wie auch schon unten in der Halle. »Und dann noch von Scotland Yard«, sagte die Frau.

»Aber ich kann ja mal fragen, ob…«

In diesem Augenblick öffnete sich die Doppeltür zu Robinsons Büro. Der Mann stutzte, als er John Sinclair sah, doch dann streifte ein verbindliches Lächeln seine Lippen. »Kann ich etwas für Sie tun, Mister…«

»Mein Name ist Sinclair. Oberinspektor Sinclair von Scotland Yard.«

»Scotland Yard?« echote Robinson. »Aber was wollen Sie von mir? Habe ich vielleicht falsch geparkt?« Auch Robinson brachte nur diesen Verlegenheitssatz hervor.

John lachte. »Natürlich nicht, Sir. Aber können wir das nicht besser in Ihrem Büro besprechen.«

»Sicher, Herr Oberinspektor. Entschuldigen Sie. Bitte sehr!«

Paul Robinson machte eine einladende Handbewegung. John nickte dankend und ging an dem Beamten vorbei.

Doktor Robinson deutete auf eine kleine Sitzgruppe neben dem Fenster. »Aber nehmen Sie doch Platz, Herr Oberinspektor. Darf ich Ihnen etwas zu trinken bringen lassen?«

»Nein, danke. Es wird nicht lange dauern. Ich habe nur ein paar Fragen.«

»Na, dann schießen Sie mal los«, sagte Robinson, ließ sich in den John gegenüberstehenden Sessel fallen, schlug die Beine übereinander und setzte ein Zahnpastalächeln auf. Er bot John eine Zigarette an, die der Oberinspektor dankend annahm.

John spielte den verlegenen kleinen Beamten, der sich zum erstenmal einem hohen Tier von der Regierung gegenübersieht.

»Es ist eine dumme Sache, Sir, mit der ich Sie belästigen muß«, sagte John mit leiser Stimme. »Aber es geht nun mal nicht anders.«

»Rücken Sie schon raus mit der Sprache«, meinte Robinson jovial. »Wir alle tun ja nur unsere Pflicht.«

»Danke, Sir, danke. Ich muß Sie nämlich nach Ihrem Alibi für die vergangene Nacht fragen.«

»Oh!« Paul Robinson hob überrascht die Augenbrauen. »Es scheint sich doch nicht um eine Bagatelle zu handeln.«

»Aber Sir…«

»Nun ja, ich will es Ihnen sagen. Ich war bei einer Bekannten. Wie Sie wissen, bin ich Junggeselle und da…«

»Geschenkt, Sir. Mich interessiert nur, ob Sie in der fraglichen Nacht überhaupt im Haus waren. Und die Antwort lautet klar und deutlich Nein.«

»So ist es.« Paul Robinson beugte sich vor. »Ehrlich gesagt, Oberinspektor, Sie haben mich neugierig gemacht. Sie müssen doch einen Grund für diese Frage haben.«

»Den habe ich auch. Ich habe gestern abend einen Mann beobachtet, der einen Umschlag in ihren Briefkasten gesteckt hat. Der Mann

benahm sich sehr verdächtig. Ich verfolgte ihn bis nach Soho, stellte ihn dort, und anstatt mir meine Fragen zu beantworten, griff er mich an. Nun, ich konnte ihn überwältigen, verhaften, und während wir zu meinem Wagen gingen, wurden wir aus einem anderen Fahrzeug beschossen. Es kam zu einem Feuergefecht, in dessen Verlauf die beiden Killer starben und der geheimnisvolle Mann, den ich von Ihrer Wohnung aus verfolgt hatte, schwer verletzt wurde.«

»Und was hat das alles mit mir zu tun?« fragte Robinson. Seine Stimme klang lauernd.

»Ich möchte von Ihnen wissen, ob Sie den Mann vielleicht kennen.« John holte ein Bild von Slicky hervor, das er im Archiv aufgetrieben hatte.

Doktor Paul Robinson nahm die Fotografie mit spitzen Fingern entgegen. »Tut mir leid, Oberinspektor, diesen Mann kenne ich nicht.« Er reichte John das Bild wieder zurück.

John Sinclair zeigte ihm auch noch die Fotos der beiden erschossenen Killer. Auch die schien Robinson nicht zu kennen.

»Tja, dann tut es mir leid, daß ich Sie gestört habe«, sagte John Sinclair.

Robinson lächelte falsch. »Aber nicht doch, Oberinspektor. Ich schätze, wir beiden müssen uns noch etwas länger unterhalten.«

Robinson stand auf und trat an das Fenster. Der Mann trug einen dunkelgrünen, modern geschnittenen Anzug, mit einer dazu passenden Streifenkrawatte.

Paul Robinson wandte John den Rücken zu, als er sprach. »Sagen Sie, Herr Oberinspektor, Sie erwähnten vorhin, daß Sie diesen Burschen vor meinem Haus gesehen haben.«

»Das ist richtig, Sir.« John freute sich innerlich. Jetzt schien dieser arrogante Pinsel langsam aufs Glatteis zu kommen.

»Was haben Sie dort eigentlich zu suchen gehabt?« Robinson wandte sich ruckartig um und blickte John aus kalten Augen an.

Der Oberinspektor hielt dem Blick gelassen stand. »Ich wollte mit Ihnen reden!«

»Mit mir?«

»Ja.« John warf die Maske des leicht vertrottelten Beamten ab. »Und ich hatte dafür auch einen Grund. Wie Sie wissen, sind in diesem Ministerium gewisse Dinge vorgekommen, die in den Bereich des Geheimnisverrats fallen. Ein Secret-Service-Agent wurde ermordet. Er hatte sich mit dem Fall hier beschäftigt. Gewisse Spuren deuteten auf einen obskuren Club hin, und danach, Mister Robinson, wollte ich Sie fragen. Aber privat, ohne jedes Aufsehen. Es ist etwas dazwischengekommen, und ich muß leider annehmen…«

»Was müssen Sie annehmen?« Robinson stand vor John Sinclair wie ein sprungbereites Raubtier. Seine Augen hatten sich zu Sicheln

verengt. Sein Blick war lauernd, wenn nicht tödlich…

Ehe John Sinclair jedoch eine Antwort geben konnte, wurde die Tür zum Sekretariat aufgerissen, und ein Mann stürzte in das Büro.

»Habe ich dich endlich, du Schwein!« brüllte der Mann und warf sich mit schwingenden Fäusten auf Paul Robinson…

***

John Sinclair und auch Robinson reagierten zu spät. Zwei harte Schläge landeten in Robinsons Gesicht. Er wurde zurückgeworfen und krachte gegen seinen Schreibtisch. Blut schoß aus der Nase. Im Nebenzimmer alarmierte die Sekretärin die Wache.

Dean Jagger war wie von Sinnen. Mit beiden Fäusten riß er den verhaßten Gegner hoch. »Wo ist sie?« brüllte er. »Wo ist Lukretia?«

Da war John Sinclair heran. Seine rechte Hand knallte auf Dean Jaggers Schulter. Mit einer blitzschnellen Drehung schleuderte der Oberinspektor den Rasenden quer durch das Büro. Die Wand hielt Jagger auf.

Doch nur für Sekunden. Wie vom Katapult abgefeuert, stürmte Jagger auf John Sinclair zu. Vom Boxen und Kampftechnik verstand der Mann nichts. Außerdem machte ihn sein Haß blind. John ließ Jagger leerlaufen und schlug einmal zu.

Dean Jagger brach zusammen. Er war bewußtlos.

Mehrere Männer stürmten mit schußbereiten Waffen in Robinsons Büro. Es waren die zivilen Aufpasser, die das Ministerium vor Terroranschlägen schützen sollten.

Sie stürmten sofort auf John Sinclair los.

»Stopp«, sagte der Oberinspektor und zeigte seinen Ausweis. Die Männer hielten sich zurück. Ihr Blicke sprachen Bände. Sie verstanden die Welt nicht mehr.

Paul Robinson hatte ein Taschentuch vor seine blutende Nase gepreßt. Mit dem freien Arm deutete er auf den am Boden liegenden Dean Jagger.

»Nehmen Sie diesen Mann fest«, sagte er mit krächzender Stimme. »Er hat mich hier in meinem Büro überfallen.«

»Aber das ist doch Mister Jagger«, widersprach einer der Männer.

»Spielt das eine Rolle?« herrschte ihn Robinson an.

Der Mann zuckte die Achseln und wandte sich Dean Jagger zu, der soeben aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte.

»Moment!« John hielt den Aufpasser am Arm fest. »Ich habe noch einige Fragen an den Mann.«

»Was soll das heißen?« Paul Robinson trat einen Schritt vor. »Sie haben selbst gesehen, daß Jagger mich angegriffen hat. Die Sache liegt doch klar.«

John lächelte wissend. »Das schon. Nur bleiben für mich doch noch

einige Fragen offen. Dieser Mister Jagger ist Beamter hier im Wirtschaftsministerium.«

»Ja, leider«, knurrte Robinson.

John ging gar nicht auf die Bemerkung ein. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß irgend jemand ohne Grund in Ihr Büro gestürmt kommt, Mister Robinson, und Sie so mir nichts dir nichts angreift. Ein Motiv muß der Mann gehabt haben.«

»Motiv, Motiv«, schrie Robinson und bekam einen knallroten Kopf. »Jagger ist durchgedreht. Das ist es.«

»Nein, Herr Oberinspektor«, sagte Dean Jagger plötzlich vom Boden her. Stöhnend zog er sich an einem Sessel hoch. »Ich – ich hatte ein Motiv. Es geht um Lukretia, die Hexe. Sie hat mich…«

»Halten Sie Ihren Mund, Jagger!« brüllte Robinson plötzlich los. »Sie erzählen Unsinn, blühenden Unsinn. Wahrscheinlich hat Ihnen der Schlag geschadet.« Robinson wandte sich wieder an die beiden Wächter. »Schaffen Sie mir diesen Mann endlich aus den Augen, zum Teufel.«

Jetzt wurde es John Sinclair zuviel. »Mister Robinson«, sagte er, und seine Stimme klang scharf. »Ich habe hier das Kommando. Und ich werde mich mit dem Mann beschäftigen. Kommen Sie, Mister Jagger. Gibt es hier einen Raum, in dem man sich ungestört unterhalten kann?«

»Ja, Herr Oberinspektor.«

Paul Robinson schäumte vor Wut. »Ich werde mich bei Ihrem Vorgesetzten beschweren. Welche Methoden sind überhaupt bei Scotland Yard eingerissen? Leben wir in einem Polizeistaat?«

John gab keine Antwort, sondern zog Dean Jagger aus dem Zimmer. Auf dem Gang hatten sich Leute angesammelt. Sie warfen John und Dean Jagger ratlose Blicke zu.

»In meinem Büro können wir ungestört reden«, sagte Dean.

Es lag auf der gleichen Etage wie das von Paul Robinson. Dean Jagger hatte noch eine Flasche Whisky im Schreibtisch. Er schüttete sich und John Sinclair ein Glas ein.

Dean Jagger trank den Alkohol auf einen Zug. John nippte nur an seinem Glas. Er beobachtete Dean aus den Augenwinkeln. Der junge Mann schien am Ende seiner Nervenkraft zu sein. In seinen Augen flackerte es, und sein Gesicht glänzte vor Schweiß.

Dean stellte das Glas weg und stützte beide Hände auf die Schreibtischplatte.

John Sinclair merkte, daß Jagger reden wollte, und stellte deshalb noch keine Frage.

»Ich – ich weiß nicht, was ich machen soll«, sagte Dean Jagger leise. »Ich war wie in einem Rausch. Sie müssen mich eigentlich verhaften, Herr Oberinspektor. Ich habe versucht, meine Freundin umzubringen.«

»Erzählen Sie«, sagte John.

Und Dean Jagger berichtete. Er ließ keine Einzelheit aus, erzählte auch von Robinsons Erpressungsversuch, und vor allen Dingen von Lukretia, deren Bann er nicht entfliehen konnte.

»Es hat mich gepackt, Sir«, sagte Jagger. »Ich sehe plötzlich das Gesicht, höre die Stimme, und dann bin ich nicht mehr ich selbst. Können Sie das verstehen?«

»Ja«, sagte John.

»Aber wieso?« Dean Jagger war durcheinander. »Es gibt keine Erklärung für das Auftauchen der Hexe. Sie ist plötzlich da, und ihr dämonischer Geist dringt tief in mein Hirn ein. Wenn ich das einem anderen erzählt hätte, man würde mich für verrückt halten. Ich habe nicht einmal mit meiner Freundin darüber gesprochen. Stellen Sie sich vor, Sir. Ich wollte Ruth umbringen! Ich wollte die einzige, die ich auf der Welt habe, töten. Ich bin verrückt, ich bin wahnsinnig. So etwas gibt es doch nicht, darf es nicht geben. Lukretia, mein Gott, sie treibt mich noch in den Tod.«

John legte dem jungen Mann die Hand auf die Schulter. »Soweit wird es wohl nicht kommen«, sagte er.

Dean Jagger lachte rauh. »Und wieso nicht?«

»Weil wir Gegenmaßnahmen ergreifen werden.«

»Wie sollen die denn aussehen? Man kann Lukretia nicht einfach töten, mit einer Kugel oder einem Messer. Diese Frau ist ein…« Dean suchte nach den fehlenden Worten. »Ein Geist, ein Dämon, was weiß ich.«

»Ich habe nicht zum erstenmal mit Dämonen zu tun«, erwiderte John Sinclair. »Es gibt auch Waffen, mit denen man sie bekämpfen kann.«

»Und die wären?«

»Das lassen Sie mal meine Sorge sein. Aber ich werde es allein wohl nicht schaffen. Sie müssen mir helfen, Dean!«

»Ich?« Dean Jagger begann zu lachen. »Wie sollte ich das je schaffen. Ich werde doch nur ein Hindernis für Sie sein, Oberinspektor. Robinson, der kann Ihnen helfen. Er steckt doch in der Sache drin. Sie müßten ihn fragen und festnehmen. Ja, verhaften.«

»Robinson läuft uns nicht weg.«

»Das verstehe ich nicht. Ich an seiner Stelle…«

»Sehen Sie die Sache doch mal von einer anderen Seite. Robinson weiß, daß Sie mit mir zusammen sind. Er wird sogar annehmen, daß Sie mir alles berichtet haben. Aber Robinson wird nicht glauben, daß ich Ihnen die Geschichte abnehme. Und das ist unsere Chance. Robinson wird sich genau so verhalten, wie ich es mir vorstelle. Er wird sich mit der Hexe in Verbindung setzen, und dann können wir ihn packen. Vielmehr beide.«

»Sie sind ein Optimist, Herr Oberinspektor«, sagte Dean Jagger. »Ich

weiß zum Beispiel noch nicht einmal, wo die Treffen stattfinden. Ich kenne nur die U-Bahn-Station. Dort habe ich die Hexe zum erstenmal gesehen. Ja, ich muß ehrlich zugeben, ich war fasziniert. Auch Ihnen wird es vielleicht so gehen, Herr Oberinspektor.«

John hob die Schultern. »Warten wir es ab.«

»Ja, und dann bekam ich den Schlag auf den Kopf und erwachte in einem finsteren Verlies.«

»Das ist nicht gerade viel«, meinte John Sinclair, »aber immerhin haben wir die U-Bahn-Station als Ausgangspunkt.«

Stimmen wurden draußen auf dem Gang laut, und dann stieß jemand die Bürotür auf. Zwei Polizisten drangen in das Zimmer. Einer trug die Uniform eines Sergeants.

»Mister Jagger?« fragte er.

Dean hatte sich erstaunt umgewandt. »Ja, der bin ich.«

»Tut mir leid, ich muß Sie verhaften. Gegen Sie liegt der Verdacht des Mordversuchs vor.«

Dean wurde kalkweiß. »Ich habe es geahnt«, flüsterte er. »Ich habe es geahnt.«

Der Sergeant hatte die Handschellen schon parat. Er ging auf Dean Jagger zu. »Machen Sie uns keine Schwierigkeiten, Mann…«

»Nicht so eilig, Sergeant«, mischte sich in diesem Moment John Sinclair ein. »Ich bestimme, ob dieser Mann verhaftet wird.« John zog gleichzeitig seinen Ausweis und hielt ihn dem Sergeant unter die Nase. »Liegt ein Haftbefehl gegen Mister Jagger vor? Ich meine von einem Richter unterschrieben?«

»Nein, Sir«, stotterte der Sergeant.

»Hat jemand eine Anzeige erstattet? Zum Beispiel die Dame, die Dean Jagger überfallen hat?«

»Das ist nicht der Fall, Sir.«

»Sehen Sie. Und aus diesen Gründen bleibt Mister Jagger in meiner Obhut. Ich werde es verantworten.« John griff zum Telefonhörer und wählte Superintendent Powells Nummer. In kurzen Zügen informierte der Oberinspektor seinen Chef über die Geschehnisse.

Powell wußte jedoch schon alles. Paul Robinson hatte bereits seine Beziehungen spielen lassen, den Fall erklärt und sich offiziell über John Sinclair beschwert. Er schien sich sehr sicher zu fühlen. Genau wie John schon vorhergesehen hatte.

Der Oberinspektor dachte einige Sekunden nach. Dann sagte er: »Haben Sie schon irgendwelche Schritte unternommen, Sir?«

»Nein. Ich wollte erst noch Ihre Meinung hören.«

John konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Das war wieder typisch Powell. Äußerlich gab er sich bärbeißig und unnahbar, doch hinter dieser rauhen Schale steckte ein guter Kern. Powell hatte das schon mehr als einmal bewiesen.

»Wie lange geben Sie mir Zeit, Sir?«

Powell schnaufte durch das Telefon. »Sagen wir einen Tag. Morgen früh muß ich Ergebnisse sehen. Solange können wir die Stellung noch halten. Man darf diesen Robinson nicht unterschätzen, denn noch können Sie nichts beweisen. Und was die Sache mit Dean Jagger angeht, so haben Sie volle Rückendeckung. Tun Sie das, was Sie für richtig halten.«

»Danke, Sir.«

Superintendent Powell legte auf. John ließ ebenfalls den Hörer auf die Gabel sinken und wandte sich wieder den beiden Polizisten zu. »Mister Jagger bleibt unter meiner Obhut. Für Sie ist der Fall damit abgeschlossen. Und nochmals vielen Dank für Ihre Bemühungen.«

»Wir haben nur unsere Pflicht getan, Sir«, sagte der Sergeant steif, salutierte und verließ mit seinem Kollegen das Büro.

John Sinclair wischte sich über die Stirn. »Puh, das war eine schwere Geburt«, sagte er. »Aber jetzt läuft die Sache.«

Dean war immer noch skeptisch. »Was geschieht, wenn ich wieder in den Bann dieser Hexe gerate?«

»Dann bin ich ja in Ihrer Nähe, Mister Jagger.«

»Ob ich es wagen kann, meine…«

»Sie wollen Ihre Freundin anrufen?«

»Ja.«

»Nun, dem steht nichts im Wege, vorausgesetzt Sie fühlen sich innerlich stark genug. Wissen Sie denn, wo sie sich aufhält?«

»Ich schätze bei der Nachbarin.«

»Dann versuchen Sie es.«

Dean Jagger suchte die Nummer aus dem Telefonbuch heraus und wählte dann mit zitternden Fingern.

Doch ehe das Gespräch zustande kam, stürmte Paul Robinson in das Büro. »Ich habe mir doch gedacht, daß ich Sie hier finden werde«, sagte er. Er hatte sein Gesicht noch nicht abgewaschen. Auf der Oberlippe klebten einige Blutspritzer. »Ich habe mich offiziell über Sie beschwert, Herr Oberinspektor. Und glauben Sie mir eins, ich habe meine Beziehungen. Eine Versetzung in irgendeinen abgelegenen Teil der Insel ist das mindeste.«

John ging gar nicht auf die Schreiereien des Mannes ein. Er sagte statt dessen: »Mister Jagger hat mir da einige interessante Dinge erzählt. Zum Beispiel über die Verbindung zwischen Ihnen und einer gewissen Lukretia. Es rückt Sie nicht gerade in ein gutes Licht, was ich da gehört habe.«

Robinson verzog die Mundwinkel. »Glauben Sie etwa das, was Ihnen dieser irre Schwätzer da unter die Weste gejubelt hat? Ich bitte Sie, Jagger ist reif für eine Heilanstalt.«

»Ich würde Ihnen raten, die Worte etwas sorgfältiger zu wählen«,

sagte John. »Es sind haltlose Verdächtigungen, die Sie hier aussprechen.«

»Machen Sie etwas anderes?«

»Kommen Sie mir nicht so«, erwiderte John. »Oder wollen Sie abstreiten, daß es zwischen Ihnen und der Hexe eine Verbindung gibt?«

»Haben Sie Beweise?« fragte Robinson höhnisch.

»Noch nicht.«

Robinson lachte gekünstelt. »Und die werden Sie auch nie bekommen, Herr Oberinspektor.«

Paul Robinson warf noch einen wütenden Blick auf John Sinclair und Dean Jagger. Dann machte er auf dem Absatz kehrt und verließ wütend das Büro.

Dean Jagger atmete tief ein. »Den sehen wir nicht wieder«, sagte er.

»Doch«, erwiderte John. »Wir haben den Tiger gereizt, und jetzt muß er aus seiner Höhle kommen.« John blickte auf seine Uhr. »Kommen Sie, Dean, wir fahren zu Ihrer Freundin. Sie muß jetzt einfach zu Ihnen halten. Und dann wird es sich zeigen, wer stärker ist. Die Hexe oder Sie.«

***

Paul Robinson sah seine Felle wegschwimmen. Aber noch hatte er nicht völlig verloren. Was hatte dieser Sinclair schon gegen ihn in der Hand? So gut wie nichts. Er konnte sich nur auf Dean Jaggers Gerede stützen. Und deshalb war Jagger ein Gefahrenpunkt.

Am heutigen Abend sollte wieder eine Versammlung stattfinden. Gewisse Leute in der Botschaft warteten auf Informationen, die sie unbedingt brauchten. Robinson spielte mit dem Feuer. Er hoffte jedoch, daß ihm seine Freunde genügend Rückendeckung geben würden.

Für heute machte Paul Robinson Schluß. Er setzte sich in seinen Jaguar und fuhr nach Hause. Immer wieder achtete er auf eventuelle Verfolger, doch die Luft schien rein zu sein.

In seinem Arbeitszimmer hängte sich der hohe Beamte zuerst an das Telefon. Er wählte eine gewisse Nummer, die in keinem Telefonbuch verzeichnet war.

Fünfzehn Minuten sprach Paul Robinson mit dem Teilnehmer. Dann ging er nach unten in den Keller.

Feuchte Luft empfing ihn, die mit seltsamen Kräutergerüchen angereichert war. Robinson schloß seine Tür auf und zündete eine Kerze an.

Der flackernde Schein erbellte einen kleinen Raum. Die Wände waren mit schrecklichen Szenen aus dem Reich der Finsternis bemalt. Ein glatter, kopfgroßer Stein lag auf einem Tisch, der, sobald ihn

Robinson mit den Händen berührte, rot aufglühte.
Die Konturen eines Gesichts tauchten im Gefüge des Steins auf. Es war das Gesicht der Hexe Lukretia.
Und Paul Robinson begann mit seiner dämonischen Beschwörung. Er rief die Geister der Hölle an, bat um ihren Beistand, um ihm mitzuhelfen, einen Mann zu vernichten.
John Sinclair!
Dumpf hallten die Worte durch das Verlies. Die Luft knisterte. Unsichtbare Ströme – geschickt aus den Dimensionen des Grauens – vereinigten sich mit den beschwörenden Worten.
Und plötzlich erklang eine Stimme. Sie schien aus unendlichen Fernen zu kommen und war doch klar und deutlich zu verstehen. Der Stein leuchtete blutrot. Klar und deutlich stach jetzt das Gesicht der Hexe hervor. Doch es war haßverzerrt. Die Lippen öffneten sich und formten klare Worte.
»Ja, Paul Robinson, ich werde dir helfen, und Satan selbst wird an meiner Seite sein!«
Paul Robinson lachte. Für ihn waren John Sinclair und Dean Jagger schon so gut wie tot…

***

»Hier hat man Sie also zusammengeschlagen«, sagte John einige Stunden später.
Er und Dean Jagger standen vor dem stillgelegten U-Bahn-Schacht in Nähe der Haltestelle Earl’s Court.
Sie schienen in einer toten Welt zu sein. Niemand hatte sich die Mühe gemacht, eine Absperrung zu bauen. In den letzten drei Jahren war hier alles vergammelt. Zwar brannten noch einige Lampen, doch der Schein reichte gerade aus, um nicht durch einen Fehltritt auf dem Gleiskörper zu landen. Aus dem Schacht, der wie der Eingang zur Hölle wirkte, zog es. John Sinclair und Dean Jagger fröstelten. John hatte eine Taschenlampe mitgenommen. Er leuchtete in den Schacht hinein, doch der gebündelte Strahl verlor sich schnell in der Dunkelheit.
Dean Jagger sah blaß aus. Er hatte ein langes Gespräch mit Ruth Foster geführt und versucht, ihr alles zu erklären. John Sinclair war dabei gewesen, er hatte in Dean Jaggers Sinn geredet. Es war schwer gewesen, das Girl zu überzeugen, dem noch immer der Schock des Mordversuchs in den Knochen steckte. Doch schließlich hatte sie Dean Jagger geglaubt, nicht zuletzt, da auch John mit Engelszungen geredet hatte.
Die Geräusche der noch im Betrieb befindlichen U-Bahn-Station waren nur gedämpft zu vernehmen. Menschen hatten John und Dean in diesem abgelegenen Teil nicht angetroffen.

»Irgendwie kann ich das alles noch nicht begreifen«, meinte Dean Jagger. »Es ist doch so – ich bin nicht der einzige, der zu diesem Hexenclub gehört. Es waren doch eine Anzahl Personen anwesend. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie alle durch, diesen Schacht hier gehen. So was müßte doch auffallen.«

»Vielleicht gibt es einen zweiten Zugang«, erwiderte der Oberinspektor. »Aber den werden wir wohl so leicht nicht finden. Und dieser Schacht dort«, John deutete mit der Hand auf den gähnenden Eingang, »ist der einzige Weg, den wir haben.«

»Damit ist noch nicht gesagt, daß es auch der richtige ist«, sagte Dean.

»Genau. Aber das Risiko müssen wir eingehen.«

Dean Jagger hatte sich während des Gesprächs einige Schritte von John entfernt. Jetzt zog der Oberinspektor den nervösen jungen Mann wieder in die Deckung des Kassenhäuschens.

Sie hatten diesen Platz gewählt, weil man von hier aus einen guten Überblick besaß. Man konnte sowohl den Teil zu der Station Earl's Court hin einsehen, als auch in die Richtung zum stillgelegten Schacht.

Papiertüten segelten über die kahlen Bahnsteige. Sie blieben neben einer gefliesten Wand liegen, in einer windstillen Zone, wo sich auch schon anderer Abfall angesammelt hatte.

John sah auf seine Uhr. Noch eine Stunde bis Mitternacht.

Dean Jagger hatte den Blick bemerkt. »Jetzt wird Robinson wohl nicht mehr kommen. Es ist klar, der hat Lunte gerochen.«

»Dann gehen wir eben allein.«

»Sie meinen – in den Schacht.«

»Natürlich. Irgendwo werden wir den Eingang schon finden. In U-Bahn-Schächten gibt es in gewissen Abständen Türen, die zum Teil in Lagerkammern führen oder den Zutritt zu irgendwelchen elektrischen Anlagen darstellen.«

»Und wie ist es mit Notausgängen?«

»Auch die muß es geben«, erwiderte John. »Aber was soll das lange Rätselraten. Kommen Sie.«

Die beiden Männer lösten sich aus der Deckung des Kassenhäuschens und sprangen auf den verrosteten Gleiskörper.

Sekunden später hatte die Dunkelheit des Schachtes sie verschluckt.

Sie hatten keinen Blick zurückgeworfen und sahen deshalb auch nicht die schwarzhaarige Frau, die ihnen aus stechenden Augen nachblickte.

Lukretia hatte sie schon die gesamte Zeit über beobachtet. Sie hatte miterlebt, wie die beiden in die Falle liefen.

»Narren!« zische Lukretia. »Hirnverbrannte Narren. Aber ihr seid an eurem Tod selbst schuld…«

***

Der stillgelegte finstere Schacht saugte die beiden Männer auf wie ein Schwamm das Wasser.

Es war unheimlich in der nachtschwarzen Röhre, die an den Eingang zur Hölle erinnerte. Die Dunkelheit empfand besonders Dean Jagger als beinahe körperliche Last. Sie schien ihm sogar das Atmen zu erschweren, aber das bildete er sich wohl nur ein.

Schritt für Schritt gingen die beiden Männer vorwärts. Sie hielten sich zwischen den beiden Gleiskörpern, und nur ab und zu ließ John Sinclair seine Lampe aufblitzen.

Dann huschten Fledermäuse durch den hellen Schein und verschwanden aufgeregt flatternd in dunklere Regionen des Schachtes. Spinnweben streiften die Gesichter der Männer, und Dean Jagger lief mehr als einmal eine kalte Gänsehaut über den Rücken.

Irgendwo fielen Wassertropfen zu Boden. Ihr monotones Klatschen zerrte an den Nerven.

Wieder leuchtete John mit der Lampe die Wände ab. Eine graugestrichene Tür mit einem nach unten gerichteten roten Zick-Zack-Pfeil zeigte die erste Tür an.

»Die kommt für uns wohl nicht in Frage«, meinte Dean Jagger.

John Sinclair ging vor und untersuchte Tür und Schloß genauer. Er konnte nichts Auffälliges feststellen.

»Also weiter«, sagte der Oberinspektor.

Die Sohlen ihrer Schuhe knirschten über Steine und Abfall. Ratten quiekten schrill und aufgeschreckt. Als Dean Jagger sich umwandte, sah er, daß der Tunneleingang nicht mehr als eine kleine, kopfgroße Öffnung war.

Doch plötzlich weiteten sich Jaggers Augen. »Oberinspektor«, rief er, »da, sehen Sie doch!«

John kreiselte herum.

Im ersten Augenblick glaubte er, einer Halluzination zu unterliegen. Doch das Bild blieb.

Der Eingang verschwand.

Von Sekunde zu Sekunde wurde es dunkler. Es war, als würde jemand eine Mauer vor der Öffnung errichten.

Dean Jaggers Nerven spielten nicht mehr mit. »Wir sind gefangen!« brüllte er. »Wir sind gefangen!«

... gefangen... gefangen... Die Worte hallten als schauriges Echo zurück.

Dean Jagger klammerte sich an den Oberinspektor. »Die Hexe hat uns überlistet«, keuchte er. »Ja, sie hat es geschafft. Sie war stärker. Jetzt gibt es kein Entkommen mehr.«

John löste sich aus dem Griff. »Reißen Sie sich zusammen!« fuhr er den jungen Mann an. »Denken Sie daran, was Sie mir versprochen

haben.«

»Hat er Ihnen denn was versprochen?«

Die höhnische Frauenstimme peitschte durch den Tunnel. Sie schien von überall her zu kommen, und auch John Sinclair, den so leicht nichts erschüttern konnte, zog unwillkürlich den Kopf ein.

»Das war sie«, flüsterte Dean Jagger. »Das war Lukretia. Ich kenne ihre Stimme genau. Ja, sie wartet auf uns.« Dean Jagger sah sich wild um. »Lukretia!« brüllte er plötzlich. »Lukretia, ich komme. Warte auf mich.«

Dean Jagger wollte losrennen. Wieder einmal war er unter den Einfluß der teuflischen Hexe geraten.

John Sinclair packte mit der freien Hand zu. Er erwischte Dean Jagger gerade noch am Ärmel seines Jacketts. Mit einer wilden Bewegung schleuderte John den jungen Mann zurück.

Doch Jagger war wie von Sinnen. Er heulte auf und drosch mit beiden Fäusten zu.

John – durch das Halten der Lampe gehandicapt – bekam die Schläge mit. Seine Lippe platzte auf, und er spürte das warme Blut. Unglücklicherweise stolperte er noch über die Schiene, verlor das Gleichgewicht und fiel.

Mit dem Hinterkopf krachte er gegen die Wand. Sterne tanzten vor seinen Augen.

Er sah den Fußtritt nicht, den Dean Jagger auf die Reise schickte. John spürte nur einen höllischen Schlag gegen die Brust und hatte das Gefühl, seine Lunge wäre aus dem Körper gepreßt worden. Ein weiterer Tritt traf seinen rechten Arm.

Der Oberinspektor ließ die Taschenlampe los und warf sich gleichzeitig zur Seite. Er wußte, wenn es ihm jetzt nicht gelang, die Oberhand zu behalten, würde Dean Jagger ihn in seinem Wahn umbringen.

»Ja, Dean Jagger, gib ihm den Rest!« dröhnte die Stimme der Hexe durch den dunklen Tunnel. Es hörte sich an, als spräche Satans Tochter persönlich.

Ein helles Splittern zeigte John an, daß Dean Jagger in seiner Wut die Taschenlampe zertreten hatte.

Jetzt wurde es endgültig finster.

Jagger stieß einen Fluch aus. Er war wohl für Augenblicke geschockt.

Das war Johns Chance.

Er zog die Beine an und rammte sie blitzschnell vor. Seine Füße trafen etwas Weiches, und dann erfolgte ein gurgelnder Laut. Dean Jagger hatte diesen Tritt mit aller Wucht mitbekommen.

John Sinclair kam wieder auf die Füße. An der rauhen Mauer stützte er sich ab. Wie ein Betrunkener schwankte er von einer Seite zur anderen. Jaggers mit voller Wucht geführten Tritte hatten ihm doch

verdammt zugesetzt.

John höre den jungen Mann in der Dunkelheit keuchen. Dann seine Schreie: »Lukretia? Wo bist du? Warte auf mich, ich komme!«

John ging vorsichtig einige Schritte vor, orientierte sich nach den Rufen.

Er faßte ins Leere. Dean Jagger war instinktiv zur Seite gewichen, und lief jetzt weiter in den Tunnel hinein.

Immer wieder brüllte er den Namen der Hexe. Dazwischen mischten sich Jaggers Flüche, wenn er in der absoluten Dunkelheit über irgend etwas gestolpert war.

Doch dann verstummte Jaggers Stimme. Entweder war er stehengeblieben, oder er mußte irgendwo hinter einer Seitentür untergetaucht sein.

John hielt den Atem an und lauschte.

Nichts war zu hören. Nicht einmal das Klatschen der Wassertropfen. Grabesstille lag über dem Stollen.

Mit dem Handrücken wischte sich der Oberinspektor den Schweiß von der Stirn. Er hätte jetzt gern eine Zigarette geraucht, doch er unterdrückte das Verlangen.

Schritt für Schritt tastete er sich weiter, fühlte mit den Händen immer wieder an der rauhen Tunnelwand entlang. Weit konnte Dean Jagger in der Zeit nicht gekommen sein. Er mußte also den Eingang zu dem bewußten Gewölbe gefunden haben.

»Geben Sie sich keine Mühe, Geister-Jäger!«

Die Stimme der Hexe ließ John erstarren. Unwillkürlich griff er nach seiner Waffe.

Es schien, als hätte die Hexe die Bewegung gesehen, denn noch im gleichen Atemzug brandete wieder ihre Stimme auf. »Es hat keinen Zweck, Geister-Jäger. Mit Kugeln kannst du mich nicht besiegen. Ich bin stärker. Ich habe die Jahrhunderte überdauert und werde auch dich überleben.«

»Das werden wir erst mal sehen«, erwiderte John kalt. »Zeig dich doch, wenn du Mut hast. Du wärst nicht die erste Hexe, die ich zum Teufel geschickt hätte.«

»Zum Teufel?« Lukretia lachte. »Was meinst du, wo ich herkomme? Der Satan selbst gibt mir die Kraft, um Menschen wie dich in meine Gewalt zu bekommen. Aber ich sehe schon, du gehörst zu den Unbelehrbaren. So wird denn meine Strafe dich mit gnadenloser Härte treffen. Deine Minuten sind gezählt, Geister-Jäger!«

John hielt längst seine Waffe in der Hand. Er stand breitbeinig da, den Rücken gegen die Gangwand gepreßt.

Welch eine Teufelei hatte sich dieses Hexenweib ausgedacht? Wie wollte sie ihn töten?

Der Oberinspektor setzte sich unwillkürlich in Bewegung, ging tiefer

in den Tunnel hinein. Wenn es ihm gelang, im letzten Moment noch den Eingang zum Hexenclub zu finden, dann…

Johns Gedanken stockten.

Vier gleißende Scheinwerfer bohrten lange Lichtbahnen in die Dunkelheit.

Taghell wurde es in dem Tunnel des Grauens, und John Sinclair mußte geblendet miterleben, daß die vier Scheinwerfer ihn erfaßten und auf der Stelle bannten.

Schwere Schritte kamen auf ihn zu. Das Licht der Scheinwerfer wurde greller. John konnte die Personen nicht erkennen, die diese Marterinstrumente hielten.

John schloß die Augen zu Schlitzen, wandte den Kopf.

»Nun, John Sinclair«, hörte er wieder die Stimme der Hexe. »Bist du immer noch so siegessicher? Ich brauche nur ein Wort zu sagen, und dein Körper wird von Kugeln durchlöchert.«

Lukretia legte eine Pause ein, wollte ihre Worte wirken lassen.

Ihre Helfer waren stehengeblieben. Nach wie vor jedoch nagelten die Lichtkegel John auf der Stelle fest.

Dann sprach die Hexe weiter. Und es waren lockere Worte, die aus ihrem Mund kamen. »Es gibt natürlich noch eine zweite Möglichkeit für dich, John Sinclair. Du kannst mein Diener werden und die Freuden der Hölle erleben. Träte das ein, gäbe es im Reich der Finsternis ein Fest. Viele haben schon versucht, dich zur Strecke zu bringen, Geister-Jäger, doch es ist keinem bisher gelungen. Asmodis, der oberste Höllenfürst, hat eine Belohnung auf deinen Kopf ausgesetzt, doch diese Prämie ist nichts dagegen, wenn es mir gelänge, dich umzukehren. Du mußt dich entscheiden, Geister-Jäger. Jetzt und hier!« John Sinclair biß die Zähne zusammen. Die Worte der Hexe hatten ihn geschockt. Wie sollte er sich entscheiden? Kämpfen? Nein, die Helfer der Hexe hätten ihn gnadenlos umgebracht. Für die Hexe? Es käme einem Verrat an der Menschheit gleich. Er sollte mit den Mächten paktieren, die er bekämpft hatte!

»Ich warte nicht mehr länger, Geister-Jäger!« hallte die Stimme der Hexe. »Drei Sekunden gebe ich dir Zeit. Dann mußt du dich entschieden haben…«

»Ich…«

»Eins« Die Stimme der Hexe schnitt John Sinclair das Wort ab.

Dem Oberinspektor wurde klar, daß Lukretia nicht mehr diskutieren wollte. Sie brauchte jetzt Erfolge, um neben Asmodis auf dem Thron zu sitzen.

»Zwei!« Wie ein Peitschenknall hörte sich das Wort an.

John Sinclair war zu keinem klaren Gedanken mehr fähig. Was er hier machen sollte, daß…

»Drei!«

John Sinclair stockte der Atem. Würde die Hexe ihre Warnung wahrmachen und schießen, wenn er…

»Nun? Wie hast du dich entschieden, Geister-Jäger?«

John atmete noch einmal tief durch, ehe er antwortete. Und als dann seine Worte in die Stille des Tunnels tropften, war es, als würde John Sinclair vor sich selbst in den Erdboden versinken.

»Ja«, sagte er, »ich gebe auf. Ich stehe voll zu deiner Verfügung, Lukretia!«

Die Hexe lachte. »So hatte ich dich auch eingeschätzt, Geister-Jäger! Feige und erbärmlich!«

John Sinclair ließ seine Waffe fallen. Diesmal hatte er endgültig verloren…

***

Gedanken, Fragen Vorwürfe – alles stürmte auf einmal auf John Sinclair ein. Die Erkenntnis, daß er sich den Mächten der Finsternis ausgeliefert hatte, lähmte seinen eigenen Willen, seine Widerstandskraft.

Die großen Gegner, die er in seiner dreijährigen Laufbahn schon besiegt hatte, tauchten vor seinem geistigen Auge auf. Da war der Hexer Ivan Orgow, der Dämon Sakuro, dann der Genie-Verbrecher Dämonos und nicht zuletzt Doktor Tod, der Unheimliche, dem es fast gelungen war, John Sinclair selbst zur Hölle zu schicken. Ihnen allen hatte er getrotzt, hatte sie letzten Endes doch noch besiegt. John kam es vor, als würden ihn all die Gegner aus dem Jenseits auslachen. Nie hatte ein John Sinclair aufgegeben.

Doch jetzt hatte er kapituliert. Vor einer Hexe, deren Gesicht er noch nicht einmal gesehen hatte. Sie hatte den Geister-Jäger in die Knie gezwungen.

Harte Schritte drangen an Johns Ohren. Johns Bewacher näherten sich. Die gleißenden Lichtkegel schwenkten zur Seite.

John konnte wieder besser sehen. Er sah die Gestalten, die sich aus dem Dunkel schälten.

Sie trugen lange Umhänge, ähnlich wie die Kutten von Mönchen. Kalter Waffenstahl glänzte in ihren Händen. Ja, diese Männer hätten John durchlöchert und ihm keine Chance gegeben.

Nur von der Hexe, da sah John Sinclair nichts. Hatte sie sich überhaupt in dem Tunnel befunden, oder war alles nur Trug und Gaukelei gewesen? Aber dagegen sprachen die drohenden Waffen in den Händen der vier Männer.

Die Unheimlichen traten zur Seite, bildeten eine Linie.

»Los, geh!« tönte eine dumpfe Stimme.

John setzte sich in Bewegung. Noch immer hatte er die Gesichter seiner Bewacher nicht erkennen können. Was er sah, waren nur

bleiche Flecken.
John Sinclair mußte die Hände hinter dem Kopf verschränken, und während er sich in Bewegung setzte, wurde er mit flinken Händen blitzschnell nach Waffen abgetastet.
Die Männer fanden nichts.
Der Oberinspektor stolperte vor den vier Unheimlichen her. Noch immer machte er sich schwere Vorwürfe. Er hätte doch lieber kämpfen sollen. Aber vielleicht bot sich ihm noch eine Möglichkeit. Wenn er der Hexe erst einmal von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand, dann hatte er unter Umständen die Chance…
Johns Gedankenkette zerbrach. Das waren alles Theorien. Wichtig war allein, daß er jetzt nicht in Selbstvorwürfen erging.
»Stopp!« klang in seinem Rücken ein Befehl auf.
John gehorchte.
Ein Bewacher ging an ihm vorbei, tat einige Schritte nach links und stieß eine Tür auf. John hörte es am Quietschen der Angeln.
Jemand bohrte ihm einen Waffenlauf in den Rücken. »Los, da hinein«, schnarrte eine Stimme.
Der Oberinspektor mußte drei Stufen hochsteigen und gelangte in einen schmalen Gang.
Fackeln brannten an den Wänden. Aber es war kein helles Licht. Irgendwie fühlte man, daß von den Flammen eine Bedrohung ausging.
Hinter John wurde die Tür wieder geschlossen. Ein Schlüssel drehte sich knirschend im Schloß.
Die Wände des Ganges waren glatt betoniert. Die Fackeln steckten in eisernen Ringhaltern, die man in den Beton getrieben hatte. Dies hier war alles von Menschenhand vorbereitet und angelegt worden. Und so etwas ging nicht von heute auf morgen. Dazu brauchte man Zeit. John ahnte, daß dieser Hexenclub bestimmt nicht erst seit einer Woche bestand. Es war ein verdammt schmutziges Spiel. Erpressung, Spionage und Okkultismus vereinigten sich zu einem teuflischen Kreis, aus dem es für den Beteiligten kaum ein Entrinnen gab. Wenigstens nicht lebend.
Vor einer hohen, nach oben hin spitz zulaufenden Metalltür mußte John stehenbleiben.
Einer der Kuttenträger klopfte in einem bestimmten Rhythmus gegen das Metall.
Dumpf dröhnten die Schläge.
Dann wurde die Tür aufgezogen. Gerade soweit, daß sich die fünf Personen hindurchschieben konnten.
Für einen Augenblick nahm John Sinclair der Anblick des Gewölbes gefangen. Vielleicht war es das dämonische Licht, das aus den Felswänden strahlte und einen nahezu wohltuenden Schein verbreitete. John sah auch das magische Feuer. Es stand auf einem

Podest, zu dem breite Steinstufen hochführten.

Das Feuer schwelte. Rauch bildete sich, der in grauweißen Wolken aufstieg und dann zerfaserte.

Menschen sah John nicht. Außer den vier Kuttenträgern, die hinter ihm standen. Zwei von ihnen traten jetzt zur Seite und verschwanden in kleinen Nischen, die in die Felswände eingehämmert worden waren.

John Sinclair schüttelte den Bann ab, der ihn beim Eintreten in das Gewölbe gefangengenommen hatte. Unwillkürlich ging er weiter, näherte sich dem magischen Feuer.

Das magische Feuer! Es war ein Begriff in der Welt der Dämonologie und des Schreckens. Es hieß, es stamme aus der Hölle selbst, und nur ein Mann des Guten könne es zum Verlöschen bringen. War das Feuer erloschen, so wurde auch der Satan wieder in seine Schranken gewiesen.

John kannte die Geschichten und Sagen. Vieles war natürlich erdichtet, aber hinter allem steckte immer ein Körnchen Wahrheit. Der Oberinspektor wunderte sich, daß keine Menschen anwesend waren. Dean Jagger hatte schließlich vom einer ganzen Gemeinde gesprochen. Sollte hier etwas vorgehen, was speziell auf John Sinclair und Dean Jagger ausgerichtet war?

John war sich dessen fast sicher.

Der Geister-Jäger hatte die erste Steinstufe erreicht. Er mußte den Blick etwas heben, um in das magische Feuer sehen zu können.

Seltsamerweise schlugen keine Flammen aus dem Metallkorb. Es war nur ein Schwelen, geheimnisvoll und gefährlich. Welche Kräfte barg dieses magische Feuer?

Schritte rissen John aus seinen Gedanken. Er wandte den Kopf nach links – und zuckte im nächsten Augenblick zusammen.

Eine Gestalt war aufgetaucht. Sie trug einen langen pechschwarzen Umhang, der durch eine Spange vorn über der Brust zusammengehalten wurde.

Doch das war es nicht, was John erschreckte. Es war die Teufelsfratze, die die Gestalt vor dem Gesicht trug…

***

Die Gestalt lachte. Es war ein triumphierendes höhnisches Lachen, das seltsam dumpf unter der Maske klang. Doch John erkannte trotzdem, wer sich unter der Teufelsfratze verbarg.

Es war niemand anderes als Paul Robinson.

Das Lachen brach ab. Dann ertönte eine Stimme, verzerrt und hämisch. »Überrascht, Mister Sinclair?«

»Kaum«, erwiderte John. »Ich habe Sie direkt erwartet. Sie sind ja der große Unbekannte, der ahnungslose Menschen in die Falle lockt, und

sie für seine Zwecke einspannt.«
»Was heißt seine Zwecke?«
»Profitieren Sie nicht von dem Hexenclub? Die Informationen, die Ihre Leute preisgeben, sind für Sie doch bares Geld. Ich muß Ihnen ehrlich gestehen, der Dreh ist neu. Ein Hexenclub, ein bißchen Okkultismus, eine schöne Frau…«
»Kommen Sie zu mir, Sinclair«, sagte Robinson hinter seiner Teufelsmaske. »Sie werden die Kraft des magischen Feuers spüren. Eine Kraft, die sie auf eine Begegnung mit Lukretia vorbereitet.«
John betrat die erste Stufe.
Robinson hatte recht gehabt. Der Oberinspektor spürte die magische Strahlung des Feuers. Es waren Ströme des Bösen, und sie versuchten, in Johns Hirn einzudringen.
Sinclair kämpfte dagegen an, bot die gesamte Kraft seines Willens auf. Er wollte einen geistigen Schutzschild aufbauen.
Es gelang. John Sinclair war in vielen Kämpfen gegen die Mächte der Finsternis gestählt worden. Er wußte, wie man die Macht des Bösen brechen konnte.
Ruhig und sicher stieg John die Stufen hoch. Äußerlich war ihm nichts anzumerken, welch eine Auseinandersetzung in seinem Innern tobte.
Paul Robinson zischte einen Fluch. Er hatte sich die Sache anders vorgestellt. Bisher war es noch keinem gelungen, dem Bann des magischen Feuers zu trotzen.
John Sinclair lächelte kalt. »Nun, Mister Robinson, überrascht?«
»Nein!« Das Wort strafte sein Verhalten Lügen. »Sie werden nicht umsonst Geister-Jäger genannt, Sinclair. Irgend etwas muß ja dran sein, daß Sie diesen Namen bekommen haben. Aber das spielt jetzt alles keine Rolle mehr. Nun gehören Sie zu uns.«
Robinsons Stimme klang gehässig. Mit einem Ruck riß er sich die Maske ab.
John sah in ein schweißnasses Gesicht. Die Haare klebten feucht auf Robinsons Kopf. Ein wildes Feuer leuchtete in seinen Augen. Nichts war mehr von dem sonst so eleganten Mann übrig geblieben. Paul Robinson stand vollständig unter dem Einfluß des Bösen.
John Sinclair hob die Schultern. »Gut, Sie haben gewonnen, Mister Robinson. Und da ich ja jetzt zu Ihnen gehöre, wie Sie schon sagten, hätte ich einige Fragen.«
»Was wollen Sie wissen?«
»Die Spielregeln. Was genau geschieht mit den Leuten, die sonst hier sind? Wie werden Sie unter Druck gesetzt?«
Robinson lachte. »Es ist doch ein Kinderspiel. Die Diener bekommen den Trank der Hexe. Es ist ein Gebräu, dessen Zusammensetzung nur Lukretia kennt. Die Menschen verfallen in einen Rauschzustand und

sind bereit, alles zu tun, wenn Lukretia es verlangt.«

»Und Ihnen fiel es nicht schwer, Informationen zu bekommen, an die Sie auf dem normalen Dienstweg schwerlich herangekommen wären.«

»Genau.« Robinson sonnte sich im sicheren Gefühl des Sieges. »Wollen Sie sonst noch etwas wissen, ehe Sie Ihre erste Prüfung bestehen müssen, Sinclair?«

»Ja. Wer ist Lukretia?«

»Das werde ich Ihnen lieber selbst sagen, Geister-Jäger!«

John wandte den Kopf. Aus dem Schatten einer Nische löste sich die Gestalt einer Frau. Mit langsamen wiegenden Schritten kam sie auf die Treppe zu. Und je mehr sie sich John Sinclair näherte, um so besser konnte der Oberinspektor die Menschen verstehen, die Lukretia verfallen waren. Auch Dean Jagger.

Schwarz wie die Seele des Teufels war ihr Haar, das in langen Wellen bis auf die Schultern floß. Das rote seidige Gewand lag wie eine zweite Haut auf ihrem Körper. Jede Bewegung war, geschmeidig, erinnerte unwillkürlich an eine Raubkatze, die jeden Moment zum tödlichen Sprung ansetzen konnte.

Weiß stach das Gesicht aus der schwarzen Haarflut hervor. Wie unergründliche, dunkle Brunnenschächte wirkten die Augen, und John erkannte darin ein verhaltenes wildes Feuer.

Das war also Lukretia!

John Sinclair atmete schwer. Auch ihn hatte die Frau in ihren Bann geschlagen. Selten hatte er ein Weib von solch einer berückenden Schönheit und Ebenmäßigkeit gesehen. Doch man durfte sich hier von der Äußerlichkeit nicht täuschen lassen. Lukretias Seele gehörte dem Teufel.

Ein unergründliches Lächeln spielte um ihre Lippen, als sie vor John Sinclair stehenblieb. Ihre nackten Arme fuhren schlangengleich aus dem dunkelroten Gewand hervor. Sanfte Fingerspitzen streichelten Johns Gesicht und ließen Schauer über den Rücken des Oberinspektors rieseln.

Jahn hielt den Atem an. Unzählige Schweißtropfen klebten auf seiner Stirn.

Laß dich nicht fertigmachen! hämmerte er sich ein. Dieses Weib will dich umgarnen, dich fesseln, damit sie dich um so sicherer in ihren Fängen hat!

»Der berühmte John Sinclair!« Die blutroten Lippen flüsterten die Worte, und es schwang ein nicht überhörbarer Triumph mit. »Viele haben versucht, dich in ihre Gewalt zu bekommen. Doch mir allein ist es gelungen. Ich werde in der Rangleiter der Dämonen aufsteigen und gleichberechtigt neben Asmodis, dem Höllenfürsten, sein.«

John ließ seine Arme schlaff herabhängen. Sein Körper versteifte sich, und auch äußerlich ging der Oberinspektor auf Distanz.

Die Hexe merkte dies genau, und für Augenblicke glomm ein gefährliches Funkeln in ihren Augen auf, das jedoch schnell wieder verlosch.

»Wer bist du, Lukretia?« fragte John Sinclair. Seine Stimme glich mehr einem Krächzen.

Die Hexe lachte und trat einen Schritt zurück. Sie breitete die Arme aus. Das blutrote Gewand floß auseinander, und John erkannte, daß Lukretia darunter ein hautenges schwarzes Trikot trug mit einer giftgrünen Teufelsfratze in der Mitte.

»Ich bin Lukretia, die Hexe und Gefährtin des Teufels. Vor über sechshundert Jahren hat mir der Satan das ewige Leben gegeben, damit ich in seinem Sinne auf die Menschheit einwirken kann. Ich habe die Geschichte miterlebt und bestimmt. Ich war zugegen, als die Menschen sich gegenseitig umbrachten. Der Keim des Bösen war gesät, und ich habe die Früchte geerntet. Leider gab es immer wieder Männer, die mir trotzten. Es waren Gelehrte und Kenner der Weißen Magie, die mich zurückdrängten. Doch ich kam wieder und sähte erneut den Samen des Bösen. Ich wartete ab, erlebte deinen Kampf gegen die Mächte der Finsternis mit und mußte erleben, daß Asmodis verlor. Bis ich an der Reihe war. Ich habe alles gelenkt. Denk nur an Slicky, diesen Motorradfahrer. Es war kein Zufall, daß er gerade zu dem Zeitpunkt auftauchte, als du vor dem Haus gewartet hast. Mein Geist hat ihn gelenkt. Und er hat es gar nicht einmal mitbekommen. Alles war nur darauf angelegt, dich zu bekommen, doch es mußte so natürlich aussehen, daß niemand Verdacht schöpfte. Und du, John Sinclair, bist genau den Weg gegangen, den ich mir vorgestellt habe. Du hast nicht den leisesten Verdacht geschöpft, und dies beweist mir, daß auch du nur mit Wasser kochst, wie ihr Menschen immer sagt. Nun, Geister-Jäger, wie gefällt dir das?«

John Sinclair senkte den Blick. »Ich gebe zu, Lukretia, du hast gewonnen.«

Die Hexe lachte. »Mehr hast du nicht zu sagen? John Sinclair, ich traue dir nicht. Dein Ruf ist zu schrecklich bei den Mächten der Finsternis. So leicht gibt sich ein John Sinclair nicht geschlagen. Ich weiß es.«

John zuckte die Achseln. »Ich sehe ein, wenn ich verloren habe.«

Lukretia schüttelte den Kopf, daß ihre pechschwarzen Haare wild hin- und herflogen. »Nein, Geister-Jäger, ich glaube dir nicht. Ich glaube dir so lange nicht, bis du die Prüfung abgelegt hast.«

Johns Augen zogen sich zu Sehlitzen zusammen. Auch Paul Robinson hatte schon von einer Prüfung gesprochen. »Was meinst du damit, Lukretia?«

Die Hexe lächelte hintergründig. Das magische Feuer bedeckte ihr Gesicht mit einem roten Schimmer. »Du wirst es erleben, John

Sinclair, schon in den nächsten Minuten!«

Lukretia rief einen Befehl, den John Sinclair nicht verstehen konnte.

Sekunden später tauchten die vier Kapuzenmänner wieder auf. Sie kamen aus einem Seitengang und trugen einen leblosen Körper in das Gewölbe.

Für einen Moment stockte John der Atem. Er hatte Dean Jagger erkannt.

Die Kapuzenmänner stiegen die Stufen hoch. Sie legten Dean Jagger vor die Füße der Hexe.

John wandte den Kopf. »Du hast ihn getötet?« fragte er die Hexe.

Lukretia lachte. »Nein, soweit ist es noch nicht. Das überlasse ich einem anderen.«

»Und wer soll das sein?« fragte John Sinclair, in dem eine dunkle Ahnung hochstieg.

»Du, Geister-Jäger. Du wirst ihn töten!«

***

Sekundenlang lag eine fast körperlich zu spürende Stille in dem Gewölbe. Jeder der hier Anwesenden hielt den Atem an. Wie eine Drohung standen die Worte der Hexe im Raum. Was würde John Sinclair machen? Wie würde er sich entscheiden?

Am nervösesten war Paul Robinson. Er stand mit zu Händen geballten Fäusten, hatte den Mund halb geöffnet und atmete flach. Die vier Kuttenträger waren zurückgetreten. Ihre Gesichter waren ausdruckslos, ohne Gefühl.

»Entscheide dich, Geister-Jäger!« zerschnitt die Stimme der Hexe die Stille.

John hob den Kopf. Fest und klar blickte er der Frau in die Augen. »Ich werde es machen!« sagte John Sinclair.

Einen Herzschlag lang war Lukretia überrascht. »Du – du willst tatsächlich?« fragte sie.

»Ja. Es bleibt mir nichts anderes übrig.«

»Nun gut, Geister-Jäger«, erwiderte Lukretia. »Ich hätte nicht gedacht, daß es so leicht sein würde.« Dann wandte sie sich an Paul Robinson. »Gib ihm das magische Schwert!«

Robinson griff unter seinen Umhang. Als seine Hand wieder zum Vorschein kam, hielt sie den Griff eines Schwertes umklammert.

Es war eine prächtige Waffe. Geschmiedet von einem Meister seines Fachs. Die Klinge war schmal und geschmeidig wie Damaszenerstahl. Sie war an beiden Seiten geschliffen und höllisch scharf. Am oberen Ende des Griffes waren kostbare Edelsteine eingearbeitet, die das Licht des magischen Feuers funkelnd brachen.

»Es ist das Schwert des Mirakolus, einem Magier aus dem Mittelalter«, erklärte die Hexe. »Diese Waffe wurde in der

Walpurgisnacht geschmiedet und verschwand nach dem Tod des Magiers unter rätselhaften Umständen. Ich habe sie wieder hervorgeholt, um sie durch deine Hand, John Sinclair, entweihen zu lassen. Denn bis zum heutigen Tag bat das Schwert nur dem Guten gedient. Doch jetzt wirst du es den Mächten der Finsternis weihen. Nimm es!«

Paul Robinson reichte John die Waffe. Der Oberinspektor hatte kaum mit seiner rechten Hand den Griff umklammert, als er die Strahlung spürte, die von der Waffe ausging. Es war ein Prickeln, das sich durch Johns rechten Arm fortsetzte und dann von seinem ganzen Körper Besitz ergriff.

John Sinclairs Gestalt straffte sich. Tief atmete er ein.

Die vier Wächter hatten sich noch weiter zurückgezogen. In ihren Händen lagen schwere Pistolen, deren Mündungen auf den Oberinspektor zeigten. So ganz traute Lukretia der Sache doch nicht.

In den nächsten Sekunden würde sich entscheiden, was stärker war. Die Macht des Guten – oder die Kraft des Bösen.

John Sinclair senkte den Blick. Er sah auf den am Boden liegenden Dean Jagger. Der junge Mann lag auf dem Rücken. Er hatte Arme und Beine von sich gestreckt. Seine Brust hob und senkte sich unter schwachen Atemzügen.

»Du wirst ihm das Schwert durch sein Herz stoßen!« sagte die Hexe und ihre Stimme klang schrill. »Aber vorher wirst du den Trank der Lukretia zu dir nehmen, damit er dir die Kraft gibt, meine Befehle durchzuführen. Den Becher, Paul Robinson!«

Robinson verschwand in einer Nische. John Sinclair hatte noch eine kurze Galgenfrist.

Lukretia lächelte rätselhaft. »Wie fühlst du dich, Geister-Jäger? Spürst du nicht, wie die Kräfte der Hölle versuchen, von dir Besitz zu ergreifen? Willst du nicht dagegen ankämpfen?«

John schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er entschieden. »Ich gehöre dir. Genau wie dieses Schwert, das bald den Mächten des Bösen geweiht sein wird.«

»So ist es richtig, Geister-Jäger. Ich verlange absoluten Gehorsam, mehr nicht.«

»Der Trank, Lukretia«, sagte Paul Robinson und reichte der Hexe den Becher.

John sah, daß aus dem Gefäß heiße Dämpfe stiegen und vor seinem Gesicht auseinanderfächerten. Sie reizten seine Schleimhäute. John drehte den Kopf weg.

Lukretia lachte. »Was ist? Willst du den Trank nicht? Ich würde es dir nicht raten, denn wenn du den Becher nicht leerst, werden wir dich töten!«

Die Hexe streckte den Arm aus und reichte John Sinclair den Becher.

Der Oberinspektor nahm ihn in die linke Hand, in der rechten hielt er das Schwert.

Über den Rand des Bechers hinweg blickte er Lukretia an. In den Augen der Hexe stand unverhohlener Triumph. Ihr war es als einzige gelungen, John Sinclair den Mächten der Finsternis zuzuführen. Nur noch ein winziger Schritt, dann…

»Trink!« forderte die Hexe. »Leer den Becher auf einen Zug, und dann töte den Mann!«

John Sinelairs Gesicht wurde zur Maske. Langsam führte er den Becher zum Mund…

***

Alle Blicke waren auf John Sinclair gerichtet. Jeder wartete darauf, daß der Hexentrank durch die Kehle des Oberinspektors floß. Eine fast greifbare Spannung lag in dem Gewölbe.

John Sinclair spannte die Muskeln, und urplötzlich – als niemand mehr damit rechnete – explodierte er.

Blitzschnell beschrieb sein linker Arm einen Halbkreis. Die Flüssigkeit schwappte aus dem Becher, und das Gebräu klatschte in das magische Feuer.

Im gleichen Augenblick puffte eine Wolke auf. Ein Blitz raste von der Decke, bohrte sich durch den Qualm in das verlöschende magische Feuer.

Lukretia kreischte auf.

John Sinclair hatte sich zur Seite geworfen, rollte über den Boden, hielt aber nach wie vor das Schwert umklammert.

Schüsse peitschten. Die Wärter hatten geschossen, doch die Kugeln sirrten einen halben Yard über John hinweg, prallten gegen die Felsen und jaulten als Querschläger durch das Gewölbe.

Der Rauch wurde dichter. Größere, dichtere Wolken breiteten sich aus. Es herrschte ein völliges Durcheinander.

Lukretia schrie noch immer. Schattenhaft sah John ihre Gestalt, wie sie sich in wilden Krämpfen wand. John stürzte auf die Hexe zu. Seine Finger krallten sich in ihr Gewand. Mit einem gewaltigen Ruck schleuderte er Lukretia gegen die Felswand.

Die Hexe brach zusammen. John sah kleine Flammen auf ihrem Körper tanzen, die sich wie gierige Hände ausbreiteten.

Für Augenblicke paßte John nicht auf. Ein schwerer Körper stürzte auf ihn.

Paul Robinson!

»Du Bastard!« brüllte der Mann und umklammerte Johns Kehle.

Der Oberinspektor warf sich herum, schüttelte Robinson ab wie ein Hund die Wassertropfen.

Doch der Mann war sofort wieder auf den Beinen und hechtete mit

einem gewaltigen Sprung auf John Sinclair zu.
John empfing ihn mit einem knallharten Uppercut.
Robinson wurde in der Luft gestoppt. Seine Augen verdrehten sich, und er ruderte haltlos mit beiden Armen umher. Dann krachte er zu Boden.
Im gleichen Moment zuckte ein greller Strahl von der Decke des Gewölbes. Instinktiv sprang John Sinclair zur Seite. Der Blitz raste dicht neben ihm der Erde entgegen – und traf Paul Robinson mitten in die Brust.
Ein unmenschlicher Schrei gellte durch die Höhle. John hatte das Gefühl, das Blut würde in seinen Adern gefrieren. Er wandte sich ab. Die Hölle hatte sich an Paul Robinson gerächt.
Aber noch lebte die Hexe.
Schwer angeschlagen hockte sie auf dem Boden. Ihr sonst so schönes Gesicht war eine Grimasse. Immer noch tanzten die Höllenflammen über ihren Körper, doch sie fügten ihr nur Schmerzen zu, keine direkten Verbrennungen.
John hob sein Schwert auf, das er fallengelassen hatte. Von den vier Kapuzenmännern war nichts mehr zu sehen.
»Geister-Jäger!« Die Stimme der Hexe zitterte. »Du – du hast nun doch noch gewonnen. Und jetzt gib mir den Gnadenstoß. Nimm das Schwert und bohre es mir durch das Herz.«
John blieb dicht vor der Hexe stehen und sah auf sie herab. Lukretia mußte unsägliche Schmerzen haben. John hatte den Teufelstrank in das Feuer gekippt und damit eine Kettenreaktion ausgelöst, die er selbst nicht vorhergesehen hatte. Die Schrecken der Hölle, die Lukretia für sich in Anspruch genommen hatte, hatten sich nun gegen sie gewandt.
John Sinclair schüttelte den Kopf. »Nein, Lukretia«, sagte er, »diesen Wunsch erfülle ich dir nicht. Ich werde dich nicht töten. Du sollst durch deine eigenen Freunde der Hölle bestraft werden. Asmodis kann keine Diener gebrauchen, die versagt haben. Ich kenne ihn genau. Er wird mit dir abrechnen!«
»Neiiiinnnn!« Der schaurige Schrei der Hexe jagte durch das Gewölbe. Sie warf sich auf den Boden, bettelte, flehte…
John wandte sich ab. Er mußte sich um Dean Jagger kümmern, der noch immer bewußtlos am Boden lag.
Der Oberinspektor packte den jungen Mann an den Schultern. Er zog ihn zur Seite, weg aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich. Noch immer drangen Rauchwolken aus dem Metallkorb. Wie Schleier zogen sie durch die Höhle, tanzten wild auf und nieder und vermischten sich dann, um in eine bestimmte Richtung zu ziehen.
Sie nahmen Kurs auf die Hexe.
John stockte der Atem. Er sah genau, daß sich die Schleier

verdichteten, Figuren bildeten, die an Grausamkeit und Häßlichkeit kaum zu überbieten waren.

Es waren Geister aus dem Jenseits und – John konnte kaum glauben, was er sah – er kannte diese Spukgestalten. Es waren die Gegner, die er im Laufe der Zeit schon erledigt hatte.

Schaurige Laute drangen aus den Mäulern der Unheimlichen. Nebelschlieren wurden zu Krallenhänden, die nach der Hexe griffen, sie hochzogen und eins werden ließen mit den Geistern der Hölle.

Luikretia löste sich auf. Ihr Körper wurde durchscheinend. Schwach verwehte der letzte Schrei. Sie, die Angst und Grauen über die Menschen gebracht hatte, ging endgültig ein in das Reich des Schreckens.

Sie vereinigte sich mit den Geistern des Bösen zu einem wilden, makabren Tanz.

Der Höllenreigen formierte sich gegen John Sinclair.

Furchtbare Laute stießen die Mäuler aus. Es waren Racheschwüre, die dem Geister-Jäger ins Gesicht geschleudert wurden.

John Sinclair ließ sich nicht beeindrucken. Er wußte, daß ihm die Gestalten nichts anhaben konnten. Sie waren bereits tot, nur ihre Geister waren aus den Dimensionen des Grauens zurückgekehrt.

Wie lange John diesem makabren Reigen zugesehen hatte, konnte er später nicht mehr sagen, denn urplötzlich brauste ein Windstoß auf, und das magische Feuer erlosch.

Stille kehrte ein. Eine Stille, die nur durch John Sinclairs Atmen unterbrochen wurde.

Der Oberinspektor ließ Dean Jagger los, den er bisher krampfhaft festgehalten hatte.

Allein Paul Robinson war zurückgeblieben. Ihn hatte die Rache der Hölle getroffen. Und John erkannte wieder einmal, daß mit den Mächten der Finsternis kein Pakt zu schließen war.

»Mister Sinclair!«

John hörte die schwache Stimme und wandte den Kopf. Soeben war Dean Jagger wieder zu sich gekommen. Er setzte sich hin und preßte beide Hände gegen die Stirn.

»Was – was ist geschehen?«

John lächelte. »Nichts, was Sie beunruhigen müßte, Dean. Kommen Sie, wir werden diese Höhle so schnell wie möglich verlassen.«

Der Oberinspektor reichte Dean die Hand und zog ihn vom Boden hoch. Er mußte den jungen Mann stützen, als sie sich dem Ausgang zuwandten.

Das Tor war offen. Vorsichtig tasteten sich die beiden Männer weiter. Sie mußten bald die Tür erreicht haben, die nach draußen in den stillgelegten U-Bahn-Schacht führte.

Plötzlich blendete sie ein greller Lichtschein. Sekundenlang schloß

John die Augen und packte unwillkürlich das Schwert fester.

Ein irres Kichern ertönte hinter dem Lichtkegel. Dann tanzte der Strahl auf und nieder.

John machte kurzen Prozeß. Er sprang vor, bekam einen Arm zu fassen und wand der Person die Lampe aus der Hand. John drehte sie herum.

Vor ihm stand einer der Kapuzenmänner. Sein Gesicht war verzerrt, und in seinen Augen flackerte der Wahnsinn. Die anderen drei Kuttenträger hockten auf dem Boden. Ihre Köpfe wiegten sich zu unhörbaren Melodien.

Die Menschen hatten die Konfrontation mit der Hölle nicht überstanden. Sie waren wahnsinnig geworden. Wie Spielzeuge hielten sie ihre Schußwaffen in den Händen. John nahm ihnen die Pistolen ab.

Die Tür, die zum U-Bahn-Schacht führte, war offen. John Sinclair zog Dean Jagger in den Gang.

»Was geschieht mit den Leuten?« fragte Dean Jagger leise.

»Ich werde sie abholen lassen«, erwiderte John. »Aber jetzt kommen Sie. Ich kenne da jemanden, der auf Sie wartet.«

***

Ruth Foster war überglücklich, als sie ihren Dean in die Arme schloß. Von den vergangenen Stunden wurde nicht mehr gesprochen. Die Sache war erledigt, vergessen.

Allerdings nicht für den Oberinspektor. Er hatte noch eine Menge Papierkrieg zu erledigen. Über den Hexenclub wurde der Mantel des Schweigens gesetzt. Schließlich waren Personen daran beteiligt gewesen, die im Rampenlicht der Öffentlichkeit standen. Paul Robinsons Tod wurde einem Herzversagen zugeschrieben.

Etwa vier Wochen später – John Sinclair hatte längst schon wieder einen anderen Fall übernommen – fand er eine Einladung in seinem Briefkasten.

Er sollte den Trauzeugen bei einer Hochzeit spielen. Ruth Foster und Dean Jagger hatten beschlossen, zu heiraten.

Selbstverständlich nahm John die Einladung an. Und es wurde ein rauschendes Fest. Von der Vergangenheit sprach niemand, nur gegen Mitternacht kam Dean Jagger kurz zu John Sinclair an die Bar.

»Ich wollte es Ihnen immer schon mal sagen, Herr Oberinspektor. Ich weiß nicht, wie ich es Ihnen danken soll, daß Sie mich damals…«

Jahn unterbrach den jungen Bräutigam mit einer Handbewegung. »Lassen Sie es gut sein, Dean. Aber wenn ich Ihnen einen Vorschlag machen darf, dann würde ich sagen, wenn Sie einen Taufpaten benötigen, stelle ich mich hiermit freiwillig zur Verfügung.«

Dean Jaggers Gesicht strahlte. »Das soll ein Wort sein, Herr

Oberinspektor! Darauf müssen wir einfach anstoßen.«

Sie taten es. Und man muß ehrlich sagen, es blieb nicht bei einem Glas.

ENDE